Jugendmagazin für Hamburg

FREIHAFEN

Ausgabe 6 | 2006 | Kostenlos | ISSN 1862 - 4820 | www.freihafen.org

WIR. HIER. JETZT.

Die neunziger

Wrestling

Leistung, Schauspielerei und Publikumskontakt - Wrestling ist mehr als Show | 26

Verdammte Axt

„Scheiße“, „Schlampe“, „Wichser“ - FREIHAFEN nimmt Schimpfwörter unter die Lupe | 20

Impressum

FREIHAFEN
Jugendmagazin für Hamburg
Alfred-Wegener-Weg 3
20459 Hamburg
fon: 040-60084679
fax: 040-60084681
mail: mail@freihafen.org
web: http://www.freihafen.org

HERAUSGEBER
Junge Presse Hamburg e.V.
Alfred-Wegener-Weg 3
20459 Hamburg
fon: 040-60084680
fax: 040-60084681
mail: mail@jphh.de
web: http://www.jphh.de

Chefredaktion
Christoph Hanssen (V.i.S.d.P.)
chefredaktion@freihafen.org

Textchefin
Annina Loets
a.loets@freihafen.org

Layout
Oliver Krumm, Felix Pensky
grafik@freihafen.org

Titelseite und -Foto
Jonas Fischer

Fotoredaktion
Lina Brion, Jonas Fischer, Tilman Höffken, Liv Pedersen, Felix Pensky, Jonathan Stöterau
fotoredaktion@freihafen.org

Öffentlichkeitsarbeit
Oskar Piegsa
presse@freihafen.org

Internetauftritt
Christoph Hanssen, Lina Brion, Maurice Renck
Mail: webmaster@freihafen.org

Finanzen
Jenny Wolf
finanzen@freihafen.org

Anzeigenbetreuung
Annina Loets, Sebastian Olényi
anzeigen@freihafen.org

Mitarbeiter (Text/Foto)
Lina Brion (F), Frederik Eikmeier (T), Jonas Fischer (T&F), Linn Hart (T), Tilman Höffken (F), Simon Kerbusk (T&F), Annina Loets (T), Jenny Nausch (T&F), Tung Nguyen (T), Liv Pedersen (F), Felix Pensky (F), Claudius Schulze (T&F), Jenny Wolf (T), Guo Xu (T&F)

Hinweise auf externe Bildrechte sind den entsprechenden Fotos beigefügt.

Erscheinung
10x jährlich

Vertrieb
Behörde für Bildung und Sport der Freien und Hansestadt Hamburg

Eigenvertrieb
Christoph Hanssen, Svetlana Kanevski, Katharina Rettke, Linn Hart, Jonas Fischer
vertrieb@freihafen.org

Druck
v. Stern'sche Druckerei GmbH
Zeppelinstraße 24
21337 Lüneburg

Auflage
20.000 Exemplare

Auslageplätze
An den weiterführenden Schulen Hamburgs, den Universitäten Hamburgs und Lüneburgs, Jugendbildungsstätten und ausgewählten Cafés.

Wir danken allen Redakteuren, die sich an diesem Projekt beteiligen und allen Außenstehenden, die dafür manches Mal kürzer treten müssen.
Außerdem danken wir der Behörde für Bildung und Sport, der SchülerInnenkammer, der Jungen Presse Hamburg e.V. und der Arbeitsgemeinschaft freier Jugendverbände in Hamburg e.V. (AGfJ) für die gute Zusammenarbeit.

Anzeige

Bock auf Spielen?

mitmachen@freihafen.org

Moin Moin,

Wenn Jugendliche von der Vergangenheit sprechen, dann kling das immer etwas ranzig. Das liegt daran, dass das Wort „damals“ einen fiesen Mundgeruch von Essiggurken und Käse ausströmt, der bei den meisten Menschen unter dreißig Fluchtgedanken auslöst. Nimmt sich ein Jugendmagazin also vor, eine Ausgabe im Zeichen dieses schimmligen Ordeurs zu gestalten, muss es damit rechnen, für prä-senil gehalten und in die Tonne getreten zu werden. FREIHAFEN hat es trotzdem gewagt und schwelgt in den herrlichsten Erinnerungen an die Dekade der „Ninetees“. Einer Zeit, in der Nachmittage und Nachmitternächte ohne Gewissensbisse mit Talkshow, Titanic und Tamagotchi verbracht wurden. Einer Zeit in der Praktikum, Putzen und Projektarbeit so weit entfernt schienen, wie Picard’s Raumschiff Enterprise. Weit weg führen euch auch unsere Auslandsreportagen. Über die Elbbrücken könnt ihr mühelos in das Wohnzimmer einer New Yorker Anti-Folk Band gelangen, einen Milchkaffee mit der Pekinger Avantgarde einnehmen oder die Gewürzhändler auf den Straßen Damaskus’ besuchen. Wem die Terrorangst das Reisen vergällt hat, der sollte die deutsche Festival-Landschaft kennen lernen – unsere Rezensionen machen’s möglich. Wer jedoch eher destruktiv gepolt ist, der kann auch einfach kräftig schimpfen, nur sollte er wissen, was er dem Gegenüber da eigentlich an den Kopf wirft. Denn auch hinter harmlos wirkenden Studis kann sich ein blutrünstiger Boogeyman verbergen, der seine Ausbildung mit Wrestling finanziert.

Kommt gut aus den Sommerlöchern!

Annina Loets

Fischmarkt
[Titel]

04 | Tamagotchi Selbstversuch
06 | Talkshows
08 | Staßenumfrage zum Thema
10 | Unser Alphabet zum Titelthema

Hamburg City
[Innerhamburgisches]

12 | Christopher-Street-Day

Elbbrücken
[Außerhamburgisches]

16 | Zu Besuch bei „Schwervon!“
18 | Künstlertreff in Peking
20 | Flaggen brennen – Karikaturenstreit in Syrien

Speicherstadt
[Wissen]

22 | Der Ursprung der deutschen Schimpfwörter
23 | Der Spaßnobelpreis

Grosse Freiheit
[Kultur]

24 | Festivalsommer 2006
25 | Filmkritiken

Millerntor
[Sport]

26 | Wrestling in Hamburg

Ob in der Disko, im Supermarkt oder beim Zähneputzen- „Tamagotchi" ist dabei

Text: Annina Loets - a.loets@freihafen.org
Fotos: Liv Pedersen - l.petersen@freihafen.org, Jonas Fischer - j.fischer@freihafen.org

Me, Myself and Ei

Von „Mila-Superstar"-Sendungen über Pokemon-Figuren bis hin zu den Gogo-Würfeln: Nichts war in den Neunziger Jahren derart angesagt wie japanischer Trash. So auch das „Tamagotchi", das seit 1997 aus jeder Hosentasche piepste. Was aber machte das Plastik-Ei damals so attraktiv? Und wie empfänglich wäre man heute dafür? FREIHAFEN hat es probiert.

Obwohl der Dreikäsehoch nur ganz leise piepst, bin ich sofort hellwach. Einige Sekunden schaue ich mich orientierungslos um: Das Zimmer ist schlummerig und dunkel, nur von der Stereo-Anlage her blinkt ein gehässiges 03:45. Danach reagiere ich allerdings umgehend, greife treffsicher unter das Kopfkissen. „Ist ja gut, mein Kleines, gutschi gutschi", turtle ich und ertappe mich dabei, ein dämliches, pinkes Plastik-Ei zu streicheln. Beschämt knipse ich das Licht an und blicke auf das Display, um heraus zu finden, was meinem neuerstandenen Haustier fehlt. Da. In der rechten Bildecke qualmt ein verpixelter Haufen, den ich umgehend durch die Klospühl-Taste entferne. „Geschafft", denke ich erleichtert, während ich ein erneut Schlaf symbolisierendes Tamagotchi vorsichtig unter mein Kissen schiebe. Es geht ihm gut. Also knipse ich das Licht aus, grabe mich in die Laken ein, gähne schon viel versprechend, um mit einem mal wieder wie eine Eins auf der Matratze zu sitzen. Hochgeschwindigkeitsgedanken schießen wie ein japanischer Ping-Pong Ball durch meinen Kopf. Was schwimmt da so wohlig warm in meiner Magenregion? Was hatte es mit den Babylauten und dem Streicheln auf sich? Und vor allem: Warum um alles in der Welt habe ich das Drecksding nicht unter den grässlichsten Verwünschungen durchs Badezimmerfenster in den Fischteich unserer Nachbarn geworfen, als es um viertel vor vier! den Entschluss gefasst hat, sich voll zu kacken? Ich welze mich aus dem Bett, gehe im Zimmer auf und ab, halte kurz inne und erkenne mit einem Mal: Ich empfinde Zuneigung. Zuneigung für ein imaginäres Küken, dass in einer japanischen Plastikhülle lebt. „Ich habe es eben noch nicht so lange. Da ist es was Besonderes", versuche ich mir einzureden und lasse mich auf einen Sessel plumpsen. Doch der zu belügende Teil von mir weiß genau, dass ich eine Wiederholungstäterin bin. Mit neun Jahren, habe ich einmal eine halbe Stunde geheuelt, weil mein Bruder seine Babysitter Position ausgenutzt hat, um meinem Tamagotchi-Plagiat mit 5 Spritzen den Gar auszumachen. „Heute reagiere ich ja nicht mehr so", rechtfertige ich mich, werde allerdings direkt zurecht gerückt. „Aber dafür schlägst du dir für eine virtuelle Exkrement-Entfernung die Nacht um die Ohren–freiwillig!" Votum: Schuldig im Sinne der Anklage.

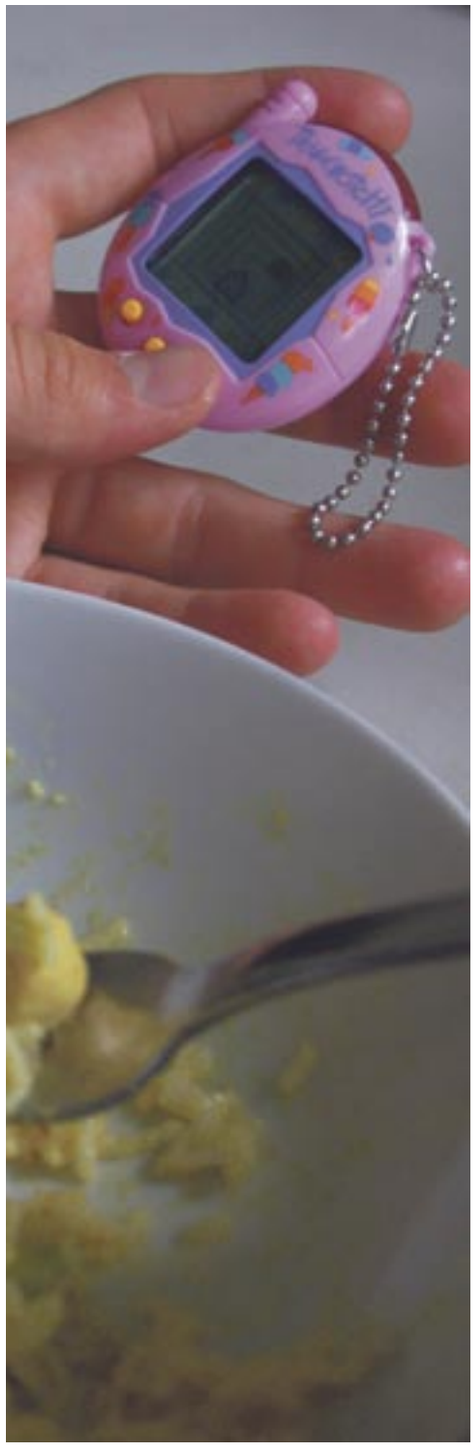
Warum habe ich das Drecksding nicht unter den grässlichsten Verwünschungen in den Fischteich unserer Nachbarn geworfen?

Während ich in Richtung Küche tapere, kommt mir die Tatsache, dass ich als halbwegs erwachsener Mensch einem virtuellen Haustier bis hin zur Selbstaufgabe verfallen bin, immer spanischer vor. Wie lässt es sich erklären, dass ich Mutter-Endorphine versprühe, so bald das Drecksvieh getröstet, gesäubert und sanft gebettet schlummert und auf der anderen Seite in brennender Agonie meine Taschen durchsuche, wenn ich das arme Geschöpf einmal hilflos und vernachlässigt–herr-je! zu Hause vergessen habe? Ich schenke mir ein Glas Orangensaft ein, schließe den Laptop an und mache mich auf die Suche nach Antworten. Dabei stoße ich auf Prof. Dr. Birgit Richard, Dozentin an der Frankfurter Goethe-Universität, die in einem Dossier zu Kindermedien schreibt, dass die Besonderheit des Tamagotchis sein scheinbar lebendiges Innenleben sei. Das Tamagotchi rea-

Für eine virtuelle Exkrement-Entfernung muss sich der „Tamagotchi"-Besitzer so manche Nacht um die Ohren schlagen

giere direkt auf seinen Besitzer. „Sogar eine Art Winken oder Lächeln entsteht in der Interaktion", erklärt Richard. Dieser „primitive Ausdruck von Befindlichkeit" reiche aus, um selbst erwachsene Menschen zu berühren. Primitiver Ausdruck. Von Befindlichkeit. In Gedanken überprüfe ich die Aussage und befinde, die Frau hat Recht. Schließlich suggeriert uns das dämliche Ding, gebraucht zu werden. Im Gegenzug bieten wir Spiel, Spaß und Spaghetti, um alle seine Happy-Herzen zu füllen. Bei diesem Gedanken muss ich schmunzeln. So absurd es klingen mag, mein Tamagotchi mag gar keine Spaghetti- es schüttelt nur störrisch den Kopf und jammert weiter über Magengrimmen. Offenbar ist es also nicht allein die Hilflosigkeit des Tamagotchis, die uns hörig werden lässt, sondern auch der Schein einer Persönlichkeitsentwicklung. Auf das Schlagwort „Tamagotchi + Persönlichkeit" spuckt mir mein PC ein Essay der amerikanischen „ Cyberanalystin" Sherry Turkle aus. Die meint Tamagotchis bildeten den Vorläufer von Maschinen, die in der Lage seien, unsere „emotionalen Knöpfe" zu drücken: „Eine Maschine, die Augenkontakt mit Ihnen herstellt, die Ihren Blick erwidert, Ihnen die Hand reicht, so eine Maschine zwingt Sie regelrecht dazu, sie für beseelt zu halten!", erläutert die Dozentin vom Institute of Technology in Boston.

Ist das also der Auslöser meines schlummernden Mutterinstinktes? Dass das Drecksding mich „anschaut", dass es hüpft, wenn es beim Spielen gewinnt und ein „Zzzz" aus seinem Mündchen dringt, wenn es schläft? Sind wir emotional derart labil, dass uns menschenähnliches Verhalten anrührt, und komme es auch von einem Plastik-Ei? Und wenn ja, wird das unsere Zukunft prägen? Werde ich bald vor einem bösartigen Hausroboter kuschen, der mich zwingt seine Kinder zu wickeln? Oder handelt es sich beim Tamagotchi bloß um eine der vielen japanischen Schnapsideen, die zwar in den Kommerz verrückten Neunzigern ansteckend war, der aber für eine dauerhafte Seuche einfach die Halbwertzeit fehlt? Tatsächlich lässt vieles darauf schließen. Verkaufszahlen der Erschafferfirma Bandai zu Folge beträgt die Nachfrage heute nur noch gut 1/8 dessen, was zu Boom-Zeiten (1997-98) umgesetzt wurde. Während in Deutschland damals in einem Jahr rund 2 Millionen Eier verkauft wurden, so schätzt die Firma ihre Verkäufe bis Ende 2006 auf ca. 253 000 Stück. Zum Dauerpensionär wollen die meisten den Plastikpiepser also nicht. „Gut so", grummle ich, während ich den PC ausschalte. „Der Quälgeist manipuliert nämlich das Gefühl". Müde schleppe ich mich die Treppe rauf in Richtung Bett. Inzwischen ist es hell geworden und echte Vögel zwitschern verheißungsvoll den ersten Sonnenstrahlen entgegen. Der Hühnerhintern gibt weniger entzückende Töne von sich. „Du bist natürlich ausgeschlafen und willst spielen", raunze ich es an. Dann fällt mir auf, dass ich schon wieder mit einer Maschine rede. Morgen werde ich das Drecksvieh bei seiner Klohschnurkette nehmen und es in den Keller bringen, in eine dunkle Ecke mit Spinnen und anderen fiesen Kameraden. Dort kann es die Ohrenkneifer anpiepen, sich die Vogelgrippe herbeikacken und schließlich verhungern. Und so schlafe ich befreit ein.



Das Tamagotchi

Das Tamagotchi ist ein japanisches Elektro-Spielzeug, das die Haltung eines Haustieres simuliert. 1996 von der Erfinderin Aki Maita entwickelt, löste es zusammen mit zahlreichen Plagiaten einen weltweiten Boom aus. Allein Von 1997 bis 1998 wurden weltweit 40 Miollionen Geräte verkauft, in Deutschland waren es mehr als 21,3 Milionen. 75% der Käufer sind weiblich. Seit 2005 ist die neuste Version, das „Tamagotchi Connexion Version 3" auf dem Markt und für 19,90 Euro bei Amazon erhältlich.

Moderator der ersten deutschen Nachmittags-Talkshow: Hans Meiser 1992

Foto: RTL

Let's talk about...

1992 war es endlich soweit: Die Talkshowwelle erreichte Deutschland und lullte uns mit drei Sendungen auf jeweils drei Kanälen Tag für Tag ein. Dann erstarb das Interesse, Hans Meiser und Co mussten den Gerichtsshows den Nachmittag überlassen. Der guten alten Zeiten willen, besuchte FREIHAFEN einen der letzten Mohikaner: „Britt – den Talk um eins".

Hallo, ich bin Christian und führe euch heute durch's Programm!" Vor uns steht ein kleiner etwas pummliger Mann in türkisfarbenen Hemd und bunter Hose. Das Thema der heutigen Sendung lautet ‚Entweder du änderst dich oder es knallt!' erklärt er uns, „Aber bevor Britt gleich kommt, will ich noch mal ein paar Dinge mit euch üben!" Lektion eins: Klatschen wie von Sinnen. „Wenn Britt also gleich kommt, müsst ihr klatschen so doll ihr könnt." Gesagt, getan. Die Durchsage ertönt, wir klatschen. Doch anstelle Britts steht wieder Christian vor uns. „Aus! Aus! Was war das denn? Denkt dran, Britt ist doch eure absolute Lieblingsmoderatorin! Ihr dürft auch mit den Füßen auf den Boden trampeln, die älteren Leute können mit den Krückstöcken gegen den Stuhl des Vormannes schlagen! Ihr müsst total ausrasten!" Um sicherzugehen, dass diesmal wirklich alles glatt läuft, sucht sich Christian eine etwas zurückhaltende ältere Dame namens Ingrid heraus und gibt ihr noch kurzen Einzelunterreicht im „totalen Ausrasten". Als er sich endlich zufrieden gibt, geht es weiter mit Lektion zwei: Emotionen zeigen. Damit die Show auch lebt, wird uns beigebracht, wie wir richtig „Buuuuuhhh!" schreien und richtig „Ooooohhh" machen können. Scheinbar beherrschen wir dieses, denn Einzelunterricht gibt es diesmal nicht. Endlich kommt Britt, unsere absolute Lieblingsmoderatorin. Bevor es jedoch endgültig los geht, müssen wir noch ein paar Mal auf blauen Dunst hin applaudieren und dabei nett gucken. „Das wird dann später reingeschnitten, wenn in der Aufzeichnung mal jemand richtig scheiße guckt." So, es geht los.

Lektion eins: Klatschen wie von Sinnen

Während ich erwartungsvoll auf meinem harten Holzstuhl sitze und auf die sich gegenseitig zerfleischenden Menschen warte, komme ich ins Erinnern. Wie war das eigentlich damals? Zehn Jahre lang liefen auf drei Sendern jeweils drei Talkshows und wir haben zugeguckt. Wie kam es, dass von nun an Themen wie „Verfressene Tonne – Du platzt aus allen Nähten!“ oder „Hilfe, ich hab' meine Tage!“ unsere Fernsehkultur beherrschen sollten? Zugegeben, es sind Themen, über die zu Hause eher selten gesprochen wird. Aber machte das den Charme aus? Oder sind wir einfach nur auf das Pferd der Amis gesprungen, die mit der „Oprah Winfrey Show“ (1986) und der „Jerry Springer Show“ (1991) das „Talken“ vorlebten? In jedem Falle erscheint am 14. September 1992 Hans Meiser, als erster deutscher Talkmaster auf der Mattscheibe. Die erste deutsche Talkshow ist geboren und wird rasant zum Publikumsliebling. Von dem Moment an können täglich zwischen 16 und 17 Uhr Millionen Zuschauer zu Hause am Bildschirm verfolgen, wie sich Menschen nach jahrelanger Trennung wieder in die Arme fallen oder auch, wie sich Menschen in der Sendung trennen. Bald schon reicht ein RTL-Talker alleine nicht mehr aus, um alle Geschichten des täglichen Lebens aufzugreifen. „Der Tag hat so viele Stunden und nur eine Stunde wird getalk – das geht so nicht!“ dachten wohl die Verantwortlichen des Kölner Senders, als bereits ein Jahr später Ilona Christen die Stunde vor Hans Meiser zugeschrieben bekam und ebenfalls fleißig mit ihren Gästen plauschte.

Der Stuhl wird immer unbequemer und anstelle von Hasserklärungen, Morddrohungen und Tränenmeeren: Nichts. Pärchen Nummer eins hat sich so schnell wieder lieb, dass ich es beinahe verpasst habe. Aber jetzt. Vorne stehen Mutter und Tochter. Zusammen mit zwei weiteren Frauen, eine davon im Publikum, fordern sie, dass ein nerviger Verehrer, nach Aussage der beiden „der hässlichste Mensch auf Mutter Erde“, sie endlich in Ruhe lassen soll. Angeblich habe der sich nacheinander an alle vier aus der Weiberclique rangemacht. Jetzt betritt dieser die Bühne – den erhobenen Stinkefinger ins Publikum gerichtet. Ein paar Leute erinnern sich an Lektion zwei und buhen fleißig. Christian am Rand scheint zufrieden. Und ja: Sie zerfleischen sich verbal. Alles schreit wild durcheinander, die Mutter will auf ihn losgehen. Ich ruckel aufgeregt auf meinem Stuhl hin und her, doch dann: Was ist das? Britt schlägt sich auf die Seite des Mannes, der nebenher gar nicht so hässlich wie beschrieben ist. „Er macht doch gar nichts! Schließlich seid ihr in meine Sendung gekommen und nicht umgekehrt.“ Scheinbar sei er ja gar nicht mehr an den vieren interessiert und jetzt sollen sie ihn doch gefälligst in Ruhe lassen, regelt sie die Situation fachmännisch.

Zurück in die Neunziger: Schon bald reichten auch zwei Talkmaster nicht mehr aus, um die stürmende Nachfrage nach TV-Streit zu befriedigen. Über ein Dutzend Frischmoderatoren von mehr oder minderer Qualität zogen, vorzugsweise auf den Privatsendern, nach. Arabella, Bärbel Schäfer, Andreas Türck, Oliver Geißen, Vera am Mittag, Sonja, Nicole, Sabrina, Birte Karalus, Britt, Franklin, Peter Imhof und Ricky. Ja Ricky, der mit seinem Kleinen-Jungen-Lächeln und den kurzen Rastas hinter einem leichten Nuscheln einen amerikanischer Dialekt verbarg. Ricky, der wohl sympathischste wenn gleich auch unkompetenteste Moderator in der Talkshow-Geschichte Deutschlands. Gerade der Pubertät entschlüpft stand er seinen Gästen stets etwas verlegen gegenüber und vermittelte den Eindruck, er könne keiner Fliege etwas zu leide tun, anstatt den berechnenden Moderator zu liefern, der mit bösen Nachfragen und hämischen Sprüchen arbeitet. Genau das war es aber, was das Talkpublikum sehen wollte. Es wollte beobachten, wie sich die Menschen auf den Sofas zerreißen oder auch, wie sie mal handgreiflich werden. Und so wurde Ricky bald abgesetzt. Ein typisches Symptom der Talkshow Geschichte. Einer fiel den mittlerweile stark sinkenden Einschaltquoten zum Opfer, ein anderer kam und wollte alles besser machen. Die Themen blieben die selben oder wurden noch niveauloser. Immer noch ging es um betrogene Ehefrauen oder -männer, verschollene und wiedergefundene Freunde oder Angehörige und um nervige Teenies. Hinzu kamen schlampige Freundinnen, strippende Frauen und Männer, sowie die immer wiederkehrende Frage nach der eigentlichen Herkunft des eigenen Kindes, an der der Mann die 15 Jahre vor dem Aufkommen der Talkshow nicht im geringsten gezweifelt hatte. Aber man kann ja noch mal auf Nummer sicher gehen, sich auf ein rotes Sofa vor Dutzenden von Fernsehkameras setzen und seine Frau beschuldigen, vor knapp 16 Jahren doch fremd gegangen zu sein. Die Frau wird dies natürlich vehement bestreiten. Ein DNA-Test im Umschlag wird die Aussage der Frau „ihm immer treu gewesen zu sein“ bestätigen, der Mann wird sich entschuldigen, das Pärchen sich in die Arme fallen. Dann wird sich das Paar nach Verlassen der Bühne die Gage für den Auftritt abholen, das Kind schnappen und nett was essen gehen.

Immer noch ging es um betrogene Ehefrauen- oder männer, verschollene und wiedergefundene Freunde ...

Foto: RTL

Ein leichtes „Ooohhhh“ durchdringt den Raum und zieht meine Aufmerksamkeit zurück auf die Bühne. Eine Hochschwangere in den Zwanzigern betritt als letzter Gast die Bühne. Ihr Freund sei ein Arschloch, der nicht mehr sie, sondern eine andere liebe und nur noch die Geburt ihres gemeinsamen Kindes abwarten wolle, um sie dann zu verlassen – das alles hat sie erfahren, als sie sich im Namen der anderen per SMS an ihn wandte. „Ich hab von Anfang an gewusst, dass du das bist. Du machst das doch nur wegen deiner Eifersucht“, weist dieser die Klage zurück. Ein Lügendetektor-Test wird gemacht. Anscheinend liebt er sie. Sie gibt ihm noch eine Chance. Britt bedankt sich bei den Gästen, bei uns, bei den TV-Zuschauern und verabschiedet sich. Die Show ist vorbei, glücklich, dem Stuhl und Christian mit seinem türkisfarbenen Hemd zu entkommen, will ich aufstehen, da wendet sich Britt erneut an uns: Da für die folgende Aufzeichnung wohl zu wenig Zuschauer vorhanden sind, bietet sie uns an, umsonst sitzen zu bleiben. Normalerweise kostet der Eintritt vier Euro. Viele nehmen das Angebot an, ich aber hatte genug Action für heute. Noch einmal würde ich es nicht schaffen, Britt, unserer aller Lieblingsmoderatorin, meine ganze Zuwendung entgegenzubringen, während ein unbequemer Holzstuhl mich umbringt.

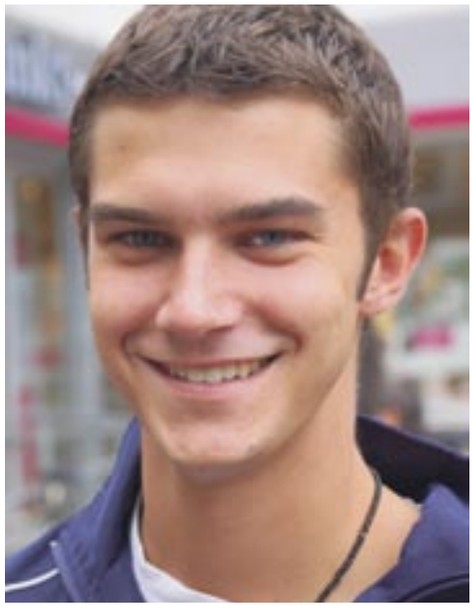
Text: Jenny Wolf - j.wolf@freihafen.org

Was war eigentlich besser an den 90ern?

Die 60er Jahre waren Flowerpower und Beatles, die 70er Sesamstraße und Flokatiteppiche, die 80er VoKuHiLas und Leggings aber was verbinden wir eigentlich mit den 90er Jahren? Im ersten Moment ist uns selber nicht viel zu diesem Jahrzehnt eingefallen- obwohl es uns ja zeitlich gesehen eigentlich am nächsten steht. Also haben wir uns aufgemacht herauszufinden was die Hamburger zu dieser Frage zu sagen haben:
Was steht für die 90er Jahre und was war damals eigentlich besser als heute?

Klara, 19 angehende Studentin:
„Es gab noch richtige Boygroups- so wie Take That zum Beispiel..."

Lasse, 19 Schüler:
„Wir hatten noch ein wenig Kohl als Kanzler!

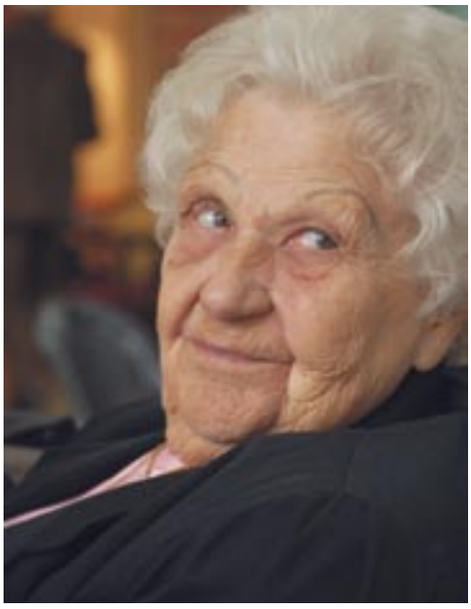


Benny, 20 angehender Student:
„ Da hatten wir unsere Mark noch und alles war billiger!"

Andreas, 55 Angestellter bei der Gewerkschaft:
„ Nichts ist besser! Die sollen die Mauer wieder aufbauen und fertig! Seit es die Mauer nicht mehr gibt ist hier alles nur schlimmer geworden!"

Tiemo, 32 Mediengestalter:
„In den 90ern gab es noch das Computersystem Amiga von Commodore. Das wurde leider von Macintosh und Windows verdrängt. Sonst hätten wir jetzt richtig geile Computer-Kisten!"

„JB", ? Musiker:
„ Die Würstchen haben besser geschmeckt! Die werden immer dicker und haben immer weniger Geschmack. Das liegt an der ganzen Chemie die die da jetzt reinpacken."



Frau Jennerjahn, 85 Rentnerin:
„Es gab weniger Arbeitslose und unser Geld war mehr wert! Die Jugend war kultivierter, nicht so ausgeflippt wie heute. Darum gibt es jetzt auch mehr Randale.
Es gab auch nicht so viele Bettler. Dieses ganze Drogenzeugs wie Koks, Haschisch und Heroin war nicht so verbreitet- das kommt bestimmt durch das Fernsehen und die Musik."

Lisa, 20 und Luci, 20 Studentinnen:
„Es gab viel korrekteres Kinderspielzeug; Richtige Brettspiele, Holzeisenbahnen, Puppenstuben und so... Außerdem waren die Kindersendungen im Fernsehen viel toller!"
„Es gab weniger Druck von außen, was Mode und Style angeht und die Serien fand ich auch besser."

Jörn, 52 Apfelverkäufer:
„ Die Globalisierung war noch nicht so im Gange, dadurch ist die Wirtschaft jetzt total den Bach runtergegangen. Außerdem gab es da noch keine große Koalition- die kriegen ja heute gar nichts mehr zustande..."

Autoren: Luisa

Fotos: Liv Pedersen - l.petersen@freihafen.org

Anzeige

Foto: Photocase.de

Text: Jonas Fischer - j.fischer@freihafen.org

Techno, Titten, Mauerfall

Kaum ein Jahrzehnt hat zugleich so viel Schwachsinn und Großartiges hervorgebracht wie die 90er. Das meiste kennt man, und hat es doch verdrängt. FREIHAFEN hilft euch auf die Sprünge und schleift euch direkt in die Allee des Erinnerns: Dem A-Z der Neunziger.

Anderson, Pamela: Legendäres Sexsymbol und Paris Hilton der Neunziger, elf Mal Playboy-Covergirl, außerdem bekannt aus der Fernsehserie Baywatch und ihrem selbstproduzierten Flitterwochenporno mit Tommy Lee. Leidet heute an Hepatitis C und vier Brustvergrößerungen.

Bündnis 90: Zusammenschluss aus Oppositionsgruppen und Bürgerbewegungen, die sich im Januar 1990 zu einem Wahlbündnis für die Wahl der Volkskammer der DDR vereinten. 1993 Zusammenschluss mit der westdeutschen Partei Die Grünen zu Bündnis 90/Die Grünen. 1998 zusammen mit der SPD Ablösung von -> Helmut Kohls CDU/CSU/FDP-Regierung.

Clinton, Bill: Ehemaliger Präsident der USA, der die acht Jahre (1993-2001) zwischen George H. W. Bush und George W. Bush überbrückte. Außerdem der zweite Präsident der USA, gegen den ein Amtsenthebungsverfahren eingeleitet wird, da ihm nach der Affäre mit der Praktikantin Monika Lewinski Falschaussage und Justizbehinderung vorgeworfen wird.

Deutschrap: Besonders in den Neunzigern populär, bezeichnet jeglichen in Deutschland produzierten Hip Hop. Repräsentanten von damals unter anderem: Die Fantastischen Vier, Moses Pelham, Absolute Beginner. Einer der Spätausläufer des Deutschraps sind STF und King Kool Savas, die den Übergang zur zeitgenössischen Rapmusik markieren. Nach dem Ende von -> Techno wurde er in Deutschland zur dominanten Musikströmung, bevor nun nach Castingbands und Britney der populär-musikalische Super -GAU naht

Euro: Europäische Währung, die 1999 zunächst als Buchgeld eingeführt wird. Seit Januar 2002 auch in Form von hübschen, goldumrandeten Münzen mit verschiedenen europäischen Wahrzeichen zu haben.

Fußballweltmeister: Die deutsche Nationalmannschaft wird bei der Weltmeisterschaft 1990 in Italien Weltmeister, indem sie Argentinien mit 1:0 besiegt.

Gottschalk, Thomas: erfolgreicher deutscher Fernseh-Moderator, der mit „Wetten Dass...?!" die letzte echte große Samstagabendshow im deutschen Fernsehen moderiert. Seit Anbeginn der Karriere diverse Auszeichnungen, unter anderem für den schlechtesten Humor, das schlechtestes Outfit und die schlechteste Frisur im deutschen Fernsehen?.

Handy: Deutscher, umgangssprachlicher Begriff für Mobiltelefon. Nachdem 1990 das D-Netz in Deutschland eingerichtet wurde, war das erste Handy 1992 das „International 3200“ von Mototrola. Es hatte eine Länge von etwa 25 cm. Kaum zu fassen, aber wahr: Damals gab es Handys weder mit MP3-Playern noch mit Louis-Vuitton-Hülle.

Internet: Weltweites elektronisches Netzwerk, das zur Kommunikation und zum Datenaustausch dient. Oft verwechselt mit dem WorldWideWeb, welches nur ein graphischer Dienst des Internet ist und bei seiner Erfindung 1993 den Anstoß zum heutigen „Internet“ gegeben hat.

Jack, Captain: Besonders in Japan populäre Eurodance-Band der Kölner Produzenten Udo Niebergall und Eric Schnecko. Kopf der Gruppe war von 1996 an Francisco Alejandro Gutierrez alias Franky Gee. Unterstützt von ständig wechselnder weiblicher Begleitung holte die Gruppe weltweit insgesamt sieben Mal Platin und acht Mal Gold. Nach zwei Schlaganfällen stirbt der Captain 2005 auf Mallorca.

Kohl, Helmut: Deutscher Kanzler von 1982-1998, außerdem Erfinder der Wiedervereinigung und des Reformstaus. Maßgeblicher Mitgestalter des „Kohl`schen“ Stils: Taubenblaue Jacketts in XXL.

Loveparade: Erstmalig 1989 zu Ehren des Geburtstages von DJ „Dr Motte“ unter dem Motto „Friede, Freude, Eierkuchen“ stattfindende Technoparade, auf der man mit Lautsprecheranlagen beladenen LKW hinterherläuft. 1999 Besucherrekord mit 1,5 Millionen Menschen.

Millennium: =Jahrtausend, das letzte endet nach verbreiteter Auffassung am 31. Dezember 1999. Allgemein herrscht Angst vor dem neuen, aus Furcht vor dem totalen Chaos werden Nahrungsvorräte angehäuft und Bunker gebaut. Millennium ist außerdem Wort des Jahres 1999.

Notting Hill: Inbegriff der amerikanischen Schnulze, Hauptdarsteller sind Hugh Grant und
-> Julia Roberts, deren Gage etwa ein Drittel der 42 Millionen Dollar Produktionskosten ausmacht. Story: Eine berühmte Schauspielerin verliebt sich in einen armen Buchhändler aus dem Londoner Alternativ-Stadtteil Notting Hill. Der Film spielt bis 2003 etwa 300 Millionen Dollar ein.

Otto: Deutscher Komiker, über den schon in den 90ern niemand mehr lachen konnte.

Prinzessin Diana: Diana Frances Mountbatten-Windsor, Fürstin von Wales, erste Frau von Großbritanniens Thronfolger Prince Charles, stirbt am 31. August 1990, nachdem ihr alkoholisierter Chauffeur die Tunneleinfahrt mit einem Betonpfahl verwechselt. Sie geht als „Königin der Herzen“ in die Geschichte ein und ist heute noch eine der beliebtesten Personen der Welt.

Qualen, kulturelle: In den 90er zur Genüge vorhanden.

Roberts, Julia: Darstellerin in Filmen mit der Hauptzielgruppe „Ehefrauen und Mütter“ (unter anderem deshalb so eine gute Identifikationsfigur, weil sie beides erst nach Ablauf der 90er wurde). 1990 zeigt sie Richard Gere in „Pretty Woman“ ihre Laufmasche, woraufhin dieser ihr wenig später mit ausgestrecktem Regenschirm aus einem Autodach ragend entgegen fährt und sich beide für immer unsterblich ineinander verlieben. Weitere Filme mit ähnlichen Handlungen folgen. Zum Ende des Jahrzehnts leitet sie mit „Erin Brokovich – Eine wahre Geschichte“ die Anti-Globalisierungsbewegung ein. Siehe auch -> Notting Hill.

Scooter: nach der -> Loveparade 1993 gegründete -> Techno-Band mit Stammplatzierung auf allen Bravo-Hits-CD`s. Neben Frontmann Hans Peter Geerdes alias H. P. Baxxter und Hendrik Stadler alias Rick J. Jordan wechselnde Besetzung. Erfolgsrezept der Gruppe: Sinnfreie vordergründig klangorientierte Auswahl der englischen Vocals. Hits unter anderem: ”Hyper Hyper”, “Back to the Uk” und „Move your ass“. Beste Textzeile: „The Chase is better than the catch, it’s the first page of the second chapter, by the way: how much is the fish?“

Techno: Sammelbegriff elektronischer Musik von House bis Gabber. In den Neunzigern vor allem Dance und Eurodance. Ursprünge in den 70ern. Gilt manchen als irgendwie deutsche (alternativ auch: detroiter) Musik, weil Karl Heinz Stockhausen und Kraftwerk hierzulande schon etwas länger mit elektronischer Musik experimentieren als andere Leute anderswo.

Dass in den 90ern unter Mithilfe von Mark Oh, -> Scooter und der „Die Schlümpfe“-Remix-Compilation-Serie Techno zur Jugendkultur wird, hält gegen Ende des Jahrzehnts auch Bankangestellte und Hausfrauen nicht davon ab, grellorange Mülljacken mit Buffallo-Schuhen zu kombinieren und begeistert die -> Loveparade zu besuchen. Oft wird Techno in den Medien mit -> XTC in Verbindung gebracht, wohl weil es alternden Feuilletonredakteuren undenkbar ist, Techno ohne chemische Drogen zu ertragen. Bob Dylan konnte man in den 70ern ja auch nur aushalten, weil man bekifft war.

USA: Deutsches Dauer-Idol in Sachen Populär-Kultur, in den 90ern verantwortlich für Talkshows, Internet und Boybands. In Wahrheit hinkt der deutsche Trend dem amerikanischen jedoch immer wenige Jahre hinterher, was eigene Zwischenstufen wie -> Techno zulässt.

Viagra: 1998 auf den Markt gebrachtes Mittel zur Behandlung erektiler Dysfunktion, welches, laut Hersteller, bei 69 (ja, 69!)Prozent aller Patienten eine Erektion verursacht, die mindestens für die Dauer eines Geschlechtsaktes aufrecht erhalten wird. Im Gegensatz zu vergleichbaren Mitteln wirkt Viagra nur, wenn „Mann“ tatsächlich erregt ist. Nebenwirkungen: „verlängerte Dauererektionen“ und „abnorme visuelle Wahrnehmungen“. Je nachdem, wie sehr die erektile Dysfunktion also in den Äußerlichkeiten des Kopulationspartners begründet liegt, könnte Viagra-Konsum doppelt sinnvoll sein.

Wiedervereinigung: In Deutschland erstmals am 3. Oktober 1990 angewandt, bezeichnet den Beitritt der DDR zur Bundesrepublik Deutschland. Erfinder der Wiedervereinigung ist nach eigenen Angaben -> Kohl, Helmut. Als Erfinder des vorangegangenen Mauerfalls gelten Ronald Reagan, David Hasselhoff und Pink Floyd.

XTC, a.k.a. Ecstacy: Seit Anfang der 1990er immer populärer werdendes Accessoire auf -> Techno-Partys. Hauptbestandteil ist 3,4-Methylendioxy-N-Methylamphetamin (MDMA), welches das Hunger- Durst- und Schmerzgefühl vermindert, den Blutdruck beschleunigt sowie Erektions- und Orgasmusstörungen hervorrufen kann (vgl. -> Viagra). Erhältlich in verschiedenen Designs, Preis zwischen fünf und zehn Euro pro Tablette.

Yo-Yo: Das Yo-Yo gilt (direkt nach der Puppe) als das älteste Spielzeug der Welt, weil schon die alten Griechen laut historischen Überlieferungen Tonscheiben an Bindfäden befestigten und diese möglicherweise zum Zeitvertreib nutzten (andere Theorien sehen im Yo-Yo auch eine Jagdwaffe). Eigentlich sollte man also glauben, dass die Jugendlichen in den 90ern genug damit beschäftigt waren, -> Techno zu hören, -> XTC zu nehmen und -> Helmut Kohl zu wählen, und sich daher nicht mit Altlasten wie dem Yo-Yo hätten beschäftigen können. In Wahrheit waren die Teile aber super hip. Aus durchsichtigem Plastik, mit optionalen Leuchtdioden und Sound. Anfängertricks wie „Walk the Dog“ oder „Around the World“ konnte damals jeder Junge auf dem Schulhof. Wem der „Eiffelturm“ zu schwer war, der konnte in den 90ern als Alternativhobby auch Magic Karten tauschen, Tamagotchi spielen oder Spawn-Comic-Hefte sammeln. Oder -> Techno hören, -> XTC nehmen und -> Helmut Kohl wählen.

Zorro, die Maske des: Berühmter Mantel-und-Degen-Film von 1998 in dem Antonio Banderas, Anthony Hopkins und Catherine Zeta-Jones alle Elemente eines gewöhnlichen Hollywood-Films verkörpern: Wilde Männer, geschundene Rächer, vollbusige Schönheiten und viel Geprügel. Sollte, genau wie -> Notting Hill und -> Scooter nicht unbedingt noch konsumieren, wer ihn damals verpasst hat.

Text und Fotos: Jennifer Nausch - j.nausch@freihafen.org

Als Security auf dem Christopher-Street-Day...

Als schmächtige „Hete“, Security-Kraft auf dem Christopher-Street-Day zu sein, ist gar nicht so einfach. Man wird auf charmante Art ignoriert und bei der Arbeit gut unterhalten. Ein Erfahrungsbericht von Jennifer Nausch.

Sorry, Schätzchen! Gehst du mal kurz beiseite?“, raunt mich eine Stimme von der Seite an. Auf Zehn-Zentimeter-Absätzen tänzelt Laticia über den Asphalt an mir vorbei. Er ist groß und wirkt grazil. Seine Perücke und der schimmernde Federaufsatz verleihen dem Transsexuellen etwas Überdimensionales. Ich schiebe mich sicherheitshalber einen Schritt nach links. Das Paillettenkleidchen noch einmal runtergezupft, erklimmt der schlanke Mann ohne viel Galanterie den Anhänger. Plötzlich knallt ein Korken und mir spritzen Tropfen ins Gesicht. „Welcome on board“. Ronney, der nichts als Hotpants und einen Cowboyhut trägt, freut sich mit einem Sektempfang über den zugestiegenen Gast.

Für mich sind Schampus und Schnaps Tabu. Denn nicht zum Vergnügen, sondern zum Arbeiten bin ich auf dem Christopher-Street-Day (CSD). Für ein paar Stunden darf ich mich „Ordner“ nennen, auch wenn ich nur 1, 70 groß und relativ schmächtig bin. Die Idee, als Security-Kraft für einen Party-Truck zu arbeiten, ist aus einer Not heraus geboren worden, als mich mein Kumpel Martin am Vorabend anrief. Martin ist angehender Event-Manager. Schwul. Zurzeit macht er ein Praktikum in einem Gay-Club in St. Georg. Wegen akutem Personalmangel kam er auf die glorreiche Idee, mich „Hete“ für die Betreuung seines Party-Trucks einzuberufen. Und nun würde ich während der Parade für ein paar Mäuse aufpassen, dass niemand von der rollenden Disko platt gewalzt wird.

„Unser heutiges Hauptanliegen ist das Ficken“

„Hey Süße, ich bin ein bisschen im Stress, aber zieh das doch schon mal an, okay?“ Ein gelbes T-Shirt landet auf meiner Schulter und ehe ich ein Wort mit Martin wechseln kann, ist er schon wieder in einem Meer aus Regenbogenfahnen, Wasserbällen und Plastikpalmen auf dem LKW untergetaucht. Dann dröhnt plötzlich House-Musik aus den Boxen. Weiteres Partyvolk besteigt den Anhänger. Einige Kerle in schwarzen Korsagen, ein trainierter Herr im luftigen Schottenrock und ein paar aalglatt rasierte Gogos mit Brustwarzen-Piercings sind mit von der Partie. Martin drückt mir das Stück eines langen Seils in die Hand. Es dient als Absperrlinie rund um den Lastwagen und es verbindet mich mit sieben anderen Ordnern, denen ich nur noch schnell „Hallo“ sagen konnte. Dann geht es los.

Einmal im Jahr gehören die Straßen in den großen Städten den Schwulen und Lesben, den Bi- sowie den Transsexuellen. Zu keinem anderen Zeitpunkt läuft die Szene zu einem Höhepunkt wie am Christopher-Street-Day auf. Unter diesem Namen ist die Parade allerdings nur in Deutschland und der Schweiz bekannt. In anderen Ländern wird das Homofest „Regenbogenparade“ (Österreich) oder als „Pride Parade“ genannt. Seinen Ursprung hat der politische Umzug in New York, als sich Homosexuelle gegen Polizeiwillkür auflehnten. Die Christopher Street

Auf dem Truck mit Transen – FREIHAFEN-Redakteurin Jenny Wolf

in Greenwich Village wurde am 27. Juni 1969 zum ersten Mal Schauplatz gewaltvoller Auseinandersetzzungen zwischen Staatswächtern und Homos nach einer Razzia in der Bar „Stonewall Inn". Die so genannte Stonewall Rebellion löste eine Kette von tagelangen Straßenschlachten zwischen der Randgruppe und Polizisten aus. Seitdem erinnert in New York jedes Jahr am letzten Samstag im Juni ein Straßenumzug, der „Christopher Street Liberation Day", an dieses Ereignis.

In der Menge verloren, das Seil als einzigen Halt, laufe ich dem Wagen hinterher. Langsam schiebt und ächzt er sich die Lange Reihe in St. Georg hinab. Eine tosende Menge folgt ihm unbekümmert, so wie die Kinder dem Rattenfänger von Hameln. Unsere Route führt quer durch die Innenstadt am Hauptbahnhof vorbei, über die Mönkebergstraße gen Binnenalster und die Sonne knallt auf unsere Köpfe. Ich schwitze - das Seil straff zu halten ist ganz schön anstrengend. Laticia posiert derweil auf einer der Boxen und wedelt sich mit seinem Fächer Luft zu. Offensichtlich genießen die „Damen der Schöpfung" ihren Auftritt. Passanten stehen mit runter geklappten Kinnladen am Straßenrand, während Presseprofis mit ihren Fotokameras dem besten Schuss hinterher rennen. Die Schwulen und Lesben hinter mir tanzen währenddessen ausgelassen zur Musik und flirten mit den Partytieren auf dem Wagen. Vereinzelt trauen sich Mutige einen Schritt näher heran. „Hier für dich", rufen sie dann und reichen Laticia oder den anderen ein paar hochprozentige Kurze hoch. Die wiederum schenken eifrig Sekt aus, füllen Gläser, die sich aus der Menge erheben. Gefällt jemand besonders gut, bekommt er anstatt eines Handkusses auch schon mal die Zunge in den Mund geschoben.

Wer gefällt, bekommt die Zunge in den Hals geschoben

In Deutschland gab es den ersten offiziellen CSD 1979 in Bremen und Berlin nach sieben Jahren Schwulen- und Lesbendemonstrationen. Jedoch dauerte es noch ganze 15 Jahre nach dem ersten CSD, bis der, Schwule rechtlich benachteiligende, Paragraph 175 von der Regierung abgeschafft wurde. Nach einer langen Zeit des Ringens um seinen Erhalt, trennte man sich im Zuge der gesetzlichen Angleichung mit der ehemaligen DDR von dem umstrittenen Verbot, das sexuelle Handlungen unter Männern mit unter anderem mit Gefängnis bestrafte. Schwule wurden deswegen zeitweise vom Volksmund als „175er" gerufen und auch war der 17. Mai unter Homogegnern als „Feiertag der Schwulen" bekannt. Der Paragraph wurde oft von den Betroffenen und links orientierten Politikern kritisiert. Er sei Geschlechter diskriminierend, lautete die Anklage. Denn Frauen war die Homoliebe durchweg erlaubt. Sie besäßen kein so „hemmungsloses Sexualbedürfnis" wie Männer und schädigten damit nicht die „gesunde und natürliche Lebensordnung im Volke", begründete Konrad Adenauer 1962 den Zweck des Gesetzes.

Schwule wurden vom Volksmund 175er gerufen

„Welche Möglichkeiten gibt es auf euren Wagen zukommen?". Von rotem Lidschatten umrandet, funkeln mich dunkle Augen von der Seite an. Ich zucke mit den Schultern und der nur mit einem Stringtanga bestückte Herr zieht wieder ab. Der fahrende Club ist begehrt. Viele erhoffen sich in Laticias Augen als „Cutey" durchzugehen und den Wagen zu besteigen.

CSDs sind heutzutage eher eine Spaßparade. Ihr politischer Wert wird zunehmend symbolisch. „Wir wollen nicht das Hauptanliegen heute vergessen", grölt der DJ in die Menge, „nämlich - das Ficken!!" Jeder jubelt. Ein dumpfes Gefühl des Übergangenwerdens schlummert in mir und bis zur Endstation der Parade am Jungferstieg ändert sich daran nichts. Es ist nun mal der Tag der Homos, sie zelebrieren ihn und die bunt geschmückten „Transen" posieren für TV und Zeitung oder verraten Neugierigen ihr Geschlecht. Vor dem Alster Pavillon kriechen sie alle nach vier Stunden wieder vom Wagen herunter. Laticia sucht seine Turnschuhe und verschwindet. „Kommst du heute Abend zur Aftershow-Party?" Martin nimmt mir das Seil aus der Hand. Es würde bestimmt lustig werden und viel zu sehen geben. Ich sage ab. Das Security-Dasein ist anstrengend und ich brauche wieder etwas, nun ja, Aufmerksamkeit.

Stromfresser gesucht

Eine gemeinsame Aktion von Vattenfall und der Freien und Hansestadt Hamburg

Energieverschwender im Haushalt aufspüren und attraktive Preise gewinnen

Die Aktion „Stromfresser gesucht“ hilft, Energieverschwendern im Haushalt auf die Schliche zu kommen. Das schont den eigenen Geldbeutel und die Umwelt. Und darüber hinaus gibt es Preise im Werte von fast 70.000 € zu gewinnen.

Mit der Flatrate so viel Musik runterladen wie man möchte - alles ohne Extra-Kosten. Hört sich gut an, aber ist das wirklich so? Schließlich zieht der Computer ja auch Strom. Wer zum Beispiel täglich fünf Stunden an einem leistungsstarken PC surft, spielt oder arbeitet, verbraucht im Jahr bis zu 500 Kilowattstunden Strom – das sind etwa 100 Euro. Allein im Stand-by-Betrieb belastet ein Rechner das Portemonnaie mit rund 20 Euro jährlich. Hier hilft eine abschaltbare Steckdosenleiste, denn die trennt das Gerät komplett vom Netz.
Stromfresser lauern in jedem Haushalt. Vor allem alte Elektrogeräte wie Kühlschrank, Geschirrspüler oder Waschmaschine verbrauchen unnötig viel Energie und belasten damit die Umwelt. Mit der Aktion „Stromfresser gesucht“ eröffnet Vattenfall gemeinsam mit der Freien und Hansestadt Hamburg unter der Schirmherrschaft des Senators für Stadtentwicklung und Umwelt, Dr. Michael Freytag, die Jagd auf diese Energieverschwender.

Entlastung für die Umwelt und das Portemonnaie

„Stromfresser gesucht“ richtet sich an alle Stromkunden, die ihren Energieverbrauch senken möchten – für die Umwelt und den Geldbeutel. Denn wer Kilowattstunden einspart, reduziert den Ausstoß des Treibhausgases Kohlendioxid (CO_2) und darüber hinaus auch die eigenen Stromkosten.

Kostenloser Messgeräte-Verleih und professionelle Beratung in den Vattenfall Kundenzentren.

Den Stromfressern auf der Spur

Welche Geräte ziehen am meisten Energie? Um Stromfressern im Haushalt aufzuspühren, bieten die Vattenfall Kundenzentren den kostenlosen Verleih spezieller Strommessgeräte an. Damit kann der Stromverbrauch von nahezu allen Haushaltsgeräten selbst gemessen werden.
Das Gerät lässt sich wie eine Verlängerungsschnur zwischen Haushaltsgerät und Steckdose anschließen. Lediglich der Elektroherd und die meisten Warmwassergeräte sind fest angeschlossen und können daher nicht gemessen werden. Bei der Auswertung der Ergebnisse sind die Mitarbeiter in den Vattenfall Kundenzentren gerne behilflich.

Wer mitmacht, kann gewinnen

Unter allen, die einen Stromfresser in ihrem Haushalt – Kühlschrank, Geschirrspüler oder Waschmaschine – entlarven und bis zum 30. September 2006 bei Vattenfall „zur Anzeige“ bringen, verlost Vattenfall 18 energiesparende Geräte im Wert von jeweils bis zu 1.100 Euro sowie Gutscheine zum Kauf von Elektrogeräten im Wert von insgesamt 50.000 Euro. In jedem Fall bekommen die Teilnehmer eine Energiespar-Broschüre und einen Energiecheck mit der kostenlosen Auswertung ihrer Gerätedaten.
Verbrauchsintensive Haushaltsgeräte aufspüren und dabei eine Menge über den sparsamen Umgang mit Energie lernen können auch Schülerinnen und Schüler: An der Aktion „Stromfresser gesucht“ beteiligen sich zahlreiche Hamburger Schulen mit den Klassen fünf und sechs. Zur Belohnung für die Detektivarbeit werden die Teilnehmer zu einer Sondervorstellung des neuen Kinofilms „TKKG und die rätselhafte Mind-Machine“ eingeladen und haben dort die Chance, einen der Hauptdarsteller persönlich kennenzulernen.

Typenschild eines Elektrogerätes

Stromfresser jagen – so einfach geht’s:

1. Zuerst nach der Modell-Bezeichnung der Geräte suchen: Dazu am besten in der Bedienungsanleitung nachschauen. Ist die gerade nicht zur Hand, gibt die Bezeichnung am Typenschild Aufschluss. Sie kann sowohl außen wie auch innen am Gerät angebracht sein.

2. Nun die Maße bzw. das Baujahr der Geräte herausfinden. Auch diese Angaben stehen in der Bedienungsanleitung. Falls die Bedienungsanleitung fehlt, Höhe bzw. Breite der Geräte ausmessen und das Baujahr schätzen.

3. Jetzt nur noch die Daten online ins Internet eingeben. Auf **www.stromfresser-gesucht.de** gibt es ein entsprechendes Protokoll. Der Energiecheck zum Stromverbrauch erfolgt sofort und informiert, welche Geräte im Haushalt zu viel Energie verbrauchen. Zusätzlich haben alle Teilnehmer die Chance, ein neues energiesparendes Haushaltsgerät zu gewinnen. Teilnahmeschluss ist der 30. September 2006.

Energie zum Leben

Jeder von uns braucht und verbraucht ständig Energie; ohne sie käme unser Alltag zum Stillstand. Was aber ist Energie – schließlich kann man sie weder sehen, riechen noch anfassen. Physikalisch betrachtet, ist Energie die Fähigkeit, Arbeit zu verrichten – zum Beispiel Wasser erwärmen oder eine Lampe zum Leuchten bringen. Gemessen wird Energie in Kilowattstunden (kWh). Mit einer Kilowattstunde kann man beispielsweise:

> eine 100-Watt-Glühlampe zehn Stunden lang leuchten lassen (Übrigens: Eine Energiesparlampe würde 50 Stunden lang leuchten!)

> 70 Tassen Kaffee kochen oder neun Liter Tee aufbrühen

> sieben Stunden fernsehen

> 100 Stunden eine Modelleisenbahn fahren lassen

> 133 Toastbrote toasten

> 240 Frühstückseier kochen

> 13 Kilometer laufen oder einen Kilometer mit dem Auto fahren

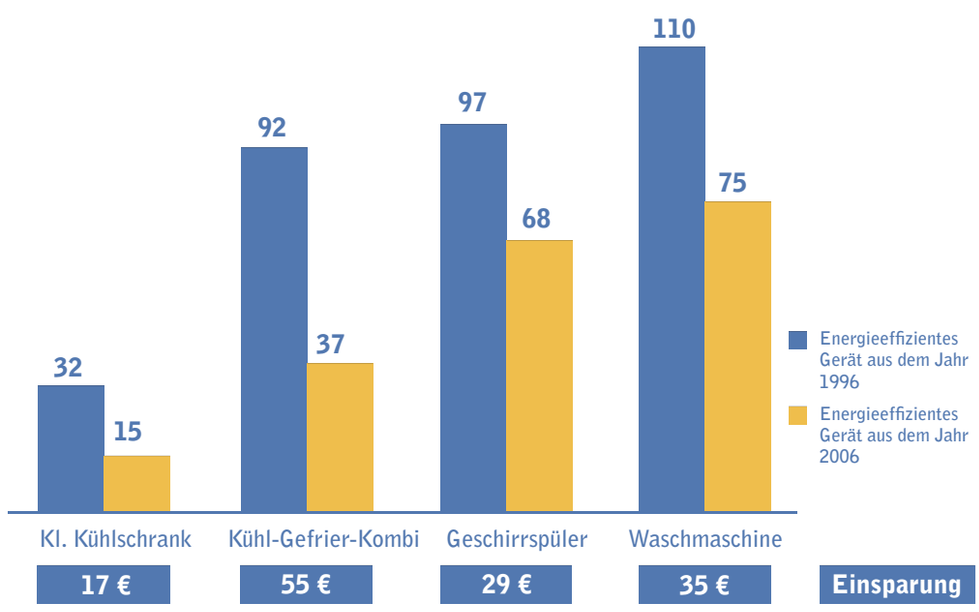
Alt gegen neu – so viel Sparpotenzial ist drin

Die technische Entwicklung von Waschmaschine & Co. macht ständig Fortschritte. Gerade im Bereich Energieeffizienz hat sich viel getan. Die größten Einsparungen wurden bei Kühl- und Gefriergeräten erreicht. Durch einen Neukauf können große Einsparungen erzielt werden. Auf eine Lebenszeit von 12 Jahren gerechnet, relativiert sich der teilweise höhere Anschaffungspreis hocheffizienter Geräte.
Grundsätzlich gilt: Wenn das vorhandene Gerät mindestens zehn Jahre alt ist und eine Reparatur notwendig wird, sollte man über den Kauf eines neuen Gerätes nachdenken.

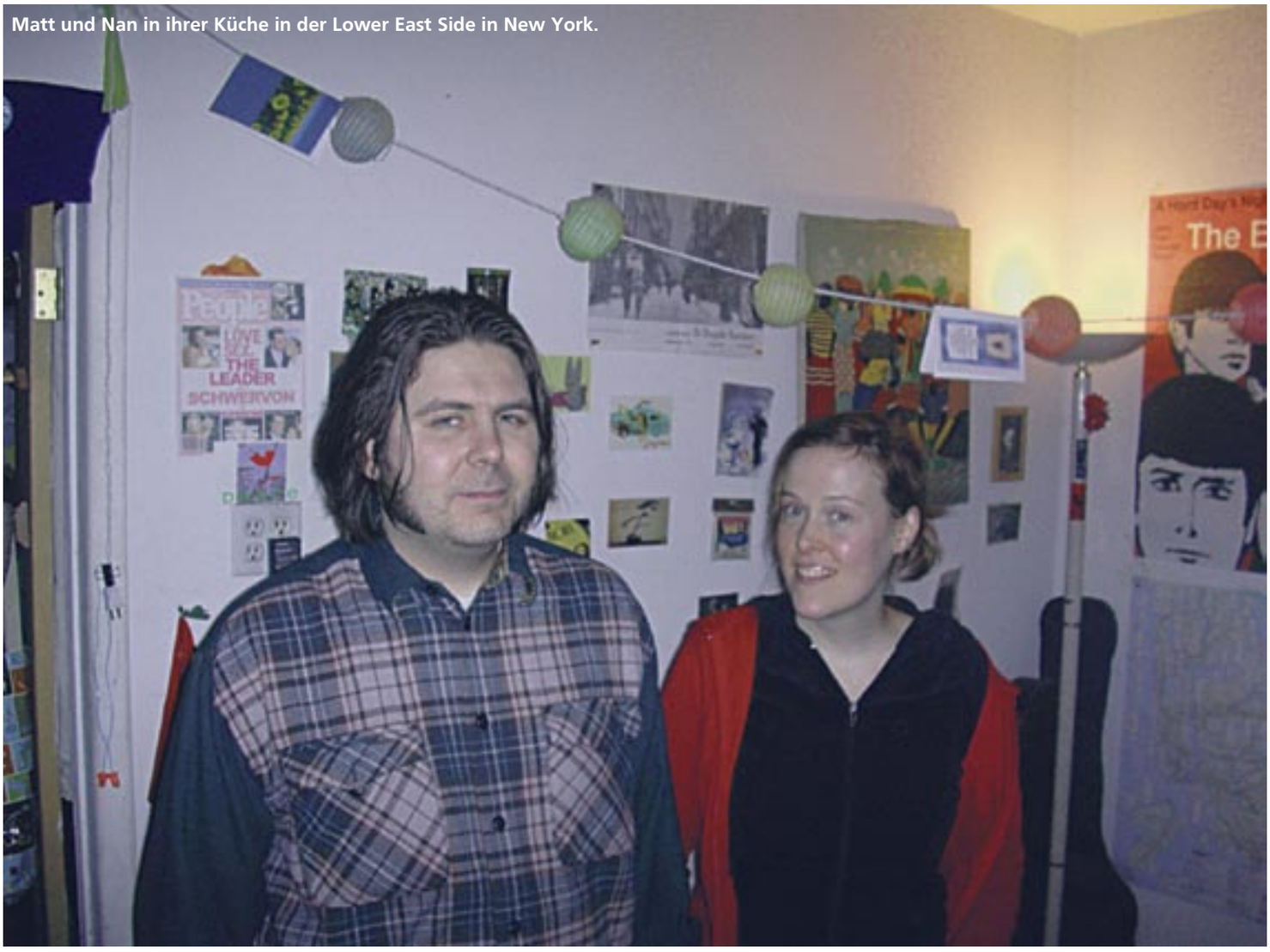
Noch Fragen?

Vattenfall-Berater beantworten unter der Telefonnummer 01801-44 44 40, Mo bis Fr 9–18 Uhr, zum Ortstarif im Festnetz der T-Com, gerne alle Fragen zum Thema „Stromfresser gesucht“.

Betriebskosten (Strom, Wasser) in Euro pro Jahr



Quelle: Vattenfall



Matt und Nan in ihrer Küche in der Lower East Side in New York.

Going to meet the band

Wer tausende von Meilen durch die USA fährt, kommt um einen Abstecher nach New York kaum herum. Und wenn man schon mal in der Stadt ist, warum nicht gleich der Band einen Besuch abstatten, die einen ein halbes Jahr zuvor bei einem kleinen, unscheinbaren Auftritt im Hamburger Molotow wie aus dem Nichts restlos begeisterte – „Schwervon!“?

Mein Klopfen bleibt unbeachtet. Einmal, zweimal. Zu laut die Musik jenseits der großen, klingellosen Tür, auf der statt einem Namensschild lediglich ein grüner Aufkleber mit der Aufschrift „Olive Juice Music“ zu finden ist. Erst ein drittes, energischeres Klopfen findet schließlich Gehör und Nan Turner öffnet mir die Tür und bittet mich herein.

Nan ist die weibliche, Schlagzeug spielende und singende Hälfte von „Schwervon!“. Sie entschuldigt sich dafür, dass Major Matt Mason, ihr Gitarre spielender und ebenfalls singender Bandkollege und Lebensgefährte, im wohnungs-internen Studio nebenan noch einer befreundeten Sängerin bei den Aufnahmen hilft.

Vor ein paar Wochen ein erster Kontakt per E-Mail, mir gefiel die Band, ich wollte ohnehin nach New York, warum also nicht mal vorbei kommen? Und jetzt stehe ich hier, in der Küche von Nan und Matt.

Gerade noch genug sauberes Geschirr, um nicht spülen zu müssen

Sie unterscheidet sich nur unwesentlich von der herkömmlichen Studentenküche, gerade genug Platz, um am Tisch zu sitzen, gerade noch genug sauberes Geschirr, um nicht spülen zu müssen. Das zum Aufnahmestudio umfunktionierte Wohnzimmer beansprucht große Teile der überschaubaren 3-Zimmer-Wohnung. Neben einem Sofa ist hier nur noch Platz für Mischpult, Schlagzeug, und andere Instrumente. In einer Ecke stapeln sich Kartons, der Großteil ist mit frisch-gepressten CDs gefüllt. In einem anderen hat es sich die offizielle Band-Katze namens „Gummo“ gemütlich gemacht, sie gibt ein bedrohliches Knurren von sich, als ich ihr zu nahe komme. An den Wänden haufenweise Postkarten, Photos und Poster; eines davon, die White Stripes abbildend, erinnert mich sofort an den Auftritt der beiden ein gutes halbes Jahr zuvor im Molotow.

Im Vorprogramm von Kimya Dawson war erst ein unscheinbarer Junge mit Wollmütze aufgetreten. Das Publikum saß andächtig im Halbkreis vor der Bühne des Molotow, während er auf seiner Gitarre sein wehleidiges Liedgut zum Besten gab. Dann kam „Schwervon!“. Nan und Matt machten dem Publikum schnell klar, dass ihre Musik nicht zum andächtigen Rumsitzen gedacht ist. Der ebenso liebenswerte wie mitreißende Mix aus unkompliziertem Garagen- (oder vielleicht eher Wohnzimmer-) Rock und bezauberndem Songwriting animierte zum Aufstehen und Sich-Bewegen. Auf der Suche nach Referenzen zum eben Gehörten stieß ich später unter anderem auf jene White Stripes, die hier in der Lower East Side bei Nan und Matt über dem Toaster hängen.

Neben dem Sofa stehen Mischpult, Schlagzeug, Instrumente

Bei einer Tasse Tee erzählt mir Nan jetzt vom Stress der letzten Tage und Wochen – der allerdings zur Folge hatte, dass das neue und dritte „Schwervon!“-Album namens „I Dream of Teeth“ fertig ist. Sie ist nicht nur froh, dass die harte Arbeit vorerst ein Ende hat, sondern geradezu euphorisch: „Ich finde, es ist richtig gut geworden. Es rockt auf jeden Fall noch mehr als unser zweites Album!“ Eine Einschätzung, die sich beim ersten Hören des Albums später bestätigt: Mal klingt das Album ein wenig nach den von Matt und Nan sehr geschätzten Sonic Youth, mal eher wie ein Rolling Stones-Cover; mal singt man von Murmeltieren oder brennenden Libellen, an anderer Stelle von den überschaubaren Vorteilen von Zeitarbeit und anderen Ungerechtigkeiten unserer Zeit, und zwischendurch grüßt ein Trompetensolo. Der Stress in der Arbeit an dem Album bestand vor allem in der Feinabstimmung: „Die Reihenfolge der Tracks, die Länge der Pausen zwischen den Tracks, die Lautstärke einzelner Song-Elemente – selbst wenn man eigentlich fertig ist gibt es noch genug Dinge, die einen wahnsinnig machen können. Aber es ist trotzdem ein tolles Gefühl, alle Aufnahmen im Kasten zu haben und sich mit derlei Kleinigkeiten herumzuplagen.“, erzählt Nan. Die Songs schreibt sie meist mit Matt gemeinsam: „Einer schreibt ein paar Zeilen, der andere fügt etwas hinzu. Allerdings kommt es auch schon mal vor, dass Matt einer meiner Solo-Songs so gut gefällt, dass dieser dann zum ‚Schwervon!‘-Song aufsteigt.“

Und der Erfolg? Zwar hat sich die Band in den letzten Jahren einen Namen innerhalb der New Yorker Antifolk-Szene erspielt und hat auch diesseits des Atlantik mit mehreren Auftritten positiv überraschen können, zu Weltruhm und Reichtümern hat es aber bislang noch nicht gereicht. Daher ist Nan auch darauf angewiesen, sich auf anderem Wege Geld zu verdienen. Sie beichtet mir, dass sie nebenbei in der Telefonzentrale einer großen Bank in Manhattan arbeitet, während Matt den Großteil seiner Zeit und seines Herzbluts in Olive Juice Music steckt. Mit dem eigenen Plattenlabel wird nicht nur die Musik von „Schwervon!“ vertrieben, auch viele anderen junge Musiker aus New York und anderswo bekommen eine Chance.

Mal singt man von brennenden Libellen, mal von den überschaubaren Vorteilen der Zeitarbeit

Müde und hungrig von Aufnahme und Interview zieht es uns gegen Abend schließlich in ein nahegelegenes Thai-Restaurant. Dort erfahre ich mehr über die Lebensläufen der beiden Bandmitglieder. Während es Nan aus dem Bundesstaat Washington wegen eines Schauspielstudiums an die Ostküste verschlug, war es für den aus Kansas stammenden Matt vor allem die Musik, die den Big Apple attraktiv machte. Eines Tages begegneten sich die beiden – der Rest ist (Band-)Geschichte, die mittlerweile schon viele Jahre andauert.

Nach dem Essen dann Ernüchterung: Der geplante Auftritt am nächsten Abend muss leider ausfallen – der Veranstaltungsort ist doppelt gebucht, „Schwervon!“ wird verschoben, das harte Schicksal kleiner Bands im großen New York. Doch der Abend ist noch nicht verloren und so gehe ich mit Nan zu einer „Open Mike Session“ im „Bowery Poetry Club“. Dort reißen zwei als Hinterwäldler-Zwillingsschwestern verkleidete Moderatorinnen ohne Hemmungen schlechte Witze über Geschlechtskrankheiten und ihren unüberhörbaren Hang zur Nymphomanie. Nur die etwas düsteren Tattoos, die unter den standesgemäß kurzen Kleidern auf den Beinen der beiden zu sehen sind, lassen erahnen, dass sie jenseits der Bühne ein weniger bemitleidenswertes Leben führen. Zwischendurch geben sich mal mehr, mal weniger talentierte Musiker oder Comedians das Mikrofon in die Hand, und sind bemüht in ihren fünf Minuten auf der Bühne das Publikum von ihrem Können zu überzeugen. In den Reihen unmittelbar vor der Bühne herrscht eine geradezu familiäre Atmosphäre, das Publikum dort kennt sich von anderen Abenden wie diesem und respektiert die Situation, hier auf der Bühne zu stehen. Der Lärmpegel in den hinteren Reihen ist um so größer. Dort hat man hat sich bei kaltem Bier an der Bar Wichtiges zu erzählen, das Geschehen auf der Bühne stört fast ein bisschen.

Bis dann schließlich gegen Ende des Abends Nan auf die Bühne geht, ein Keyboard im Schlepptau. Während sie in ihren Liedern mal von Elefanten, mal vom Leben an sich mit all seinen Problemen erzählt, hört der ganze Saal für ein paar Minuten andächtig zu. Und auf dem Weg nach Hause kommt es mir wenig später so vor als würde die Schwervon!-Musik in meinem Kopfhörer New York zu einem etwas besseren Ort machen.

Text und Foto:
Frederik Eikmeier - f.eikmeier@freihafen.org

Anti-Folk

Antifolk ist nicht so sehr Musikrichtung als viel mehr Musikszene, die vor allem in New York zu Hause ist. Eine Reihe von zu großen Teilen mehr oder weniger befreundeten Musikern produziert und vertreibt die eigene Musik selbstständig.

Wichtiger Bestandteil der New Yorker Antifolk-Szene sind regelmäßige Open-Mike-Sessions, bei denen jeder dem Publikum seine Künste für eine begrenzte Zeit präsentieren darf. In Deutschland sorgte Antifolk erstmals durch die Band The Moldy Peaches um Kimya Dawson und Adam Green für Aufsehen, die bis zu ihrer Auflösung ein kleines Publikum für sich beigeistern konnten, ehe jener Mr. Green überraschend zum Rockstar avancierte.

Weitere Infos zu „Schwervon!“ & Mailorder: www.olivejuicemusic.com
Schwervon! Live: 27.09.2006, 20:00 Uhr @ Grüner Jäger (Neuer Pferdemarkt 36)

Von der Waffenfabrik zum Künstlertreff

Der Hamburger Kampnagel zeigt es: Kaum ein Ort versprüht so viel künstlerischen Charme, wie eine einstige Fabrik. Warum sollte das im fernen China anders sein, fragte sich FREIHAFEN und hat die stillgelegte Waffenfabrik „789“ in Peking besucht, die heute als Campus der Künste dient.

Peking zur Mittagszeit. Smog schließt die Stadt wie eine Käseglocke ein. In der sengenden Sonne glühen die breiten Straßen, die von gläsernen Hochhäusern und grauen Betonbauten gesäumt werden. Ein schier endloser Strom von bunten Autos quält sich durch die verstopften Straßen. Wanderarbeiter hocken auf dem Bürgersteig und betrachten mit müden Augen das bunte Treiben der Millionenstadt.
Früher hätten sie hier Arbeit gefunden. Hier, im Nordosten der chinesischen Hauptstadt, im Viertel Dashanzi. Heute deuten nur noch rostige Heizrohre und die von einer Backsteinmauer eingeschlossenen Lagerhäuser und Fabrikkomplexe auf ein ehemaliges Vorzeigeprojekt der Kommunisten: die Fabrikanlage „798“. Waffen wurden hier gebaut, vierzig Jahre lang, zum Kampf gegen den Kapitalismus. Es hat nicht gereicht. Die freie Marktwirtschaft kam nach Peking, die Fabrik ging pleite.
Heute leben in diesem Viertel Pekinger Künstler, vielleicht sogar die Avantgarde. In den fünfziger Jahren noch Arbeitsstelle und Zuhause tausender Arbeiter, ist „798“ nun zum Künstlertreff mutiert: Lofts und Galerien schmücken das Gelände, in den Bars und Cafés trinkt man Milchkaffee zu französischen Chansons und diskutiert über die bevorstehende Vernissage.
Und so teilen die Wanderarbeiter nun ihren Schatten mit den Straßenverkäufern, die alte

Magazine und Obstwaren auf einer schmutzigen Plastikplane ausgebreitet haben. Und es gibt neue Idole: Im Restaurant servieren die Kellner das chinesisches Essen noch direkt unter den Augen einer pinken Statue des kommunistischen Führers Mao, Studenten stöbern in dem Buchladen ein paar Meter weiter aber in den gesammelten Schriften der Frauenrechtlerin Simone de Beauvoir, draußen an der Fassade hängt ein Bild des Philosophen Jean-Paul Sartre.

Freizügigkeit statt Zensur: Ein Künstler modelliert eine Statue Maos – mit Hängebrüsten

Was hat die Künstler in das alte Industrieviertel gezogen? Als nach der Schließung der Waffenfabrik die „Zentrale Akademie der Künste" einzog, waren es wohl die billige Miete und der ausgefallene Charme der alten Werkhallen. Künstler und Fotografen, Designer, Werbeagenturen und Publizisten kamen. Die weiträumigen Hallen bieten heute auch eine einzigartige Bühne, die große Bands von außerhalb für Konzerte anlockt.

Wang Yiqiong ist erst seit zwei Jahren hier. In seinem kleinen Atelier im 798 stapeln sich Entwürfe und Zeichnungen. „Ein größeres Atelier kann man sich heute kaum noch leisten. Die ganz großen Ateliers und Galerien - die gehören denen, die schon ganz groß rausgekommen sind". Nicht wenigen Künstlern dient ihr Atelier zudem als Ausstellungs- und Wohnraum - es ist keine Seltenheit, auf einer Entdeckungstour durch das Viertel zufällig in die private Werkstatt oder den Wohnbereich zu stolpern. Anders als die fest verschlossenen Türen in den meisten Gegenden Pekings stehen hier alle Räume der neugierigen Öffentlichkeit zur Verfügung. „798" zeigt, wie alte Flächen neu belebt werden können. Das Viertel ist ein Organismus, der sich ständig wandelt, neu anpasst. Ein Körper, dessen Einzelteile durch die Ballung der vielen Kunstflächen unablässig im Austausch miteinander stehen.

In kleinen Cafés trinkt man nun Milchkaffee zu französischen Chansons

Dabei ist es verblüffend, mit welcher Freizügigkeit die oftmals subversiven Kunstwerke zur Schau gestellt werden, trotz Zensur: Ein Fotograf zeigt Aktphotografien vom Platz des Himmlischen Friedens: Nackte auf genau dem Platz, der 1989 in aller Welt berühmt wurde, als die chinesische Armee friedliche Studentenproteste mit Panzern und Maschinengewehren niederschlug. Ein Künstler modelliert eine Statue des altehrwürdigen Mao – mit Hängebrüsten. Ein anderer stellt die Terroranschläge vom 11. September als Trickfilm dar.

Innerhalb der backsteinernen Mauern, versteckt zwischen rostigen Maschinen und dampfenden Röhren scheinen die Gedanken sich frei entfalten zu können. Doch wie so oft liegt die Alternative nahe am Trend. Und so lockt die Avantgarde von „798" nicht nur Freidenker und Künstler an, sondern auch Touristen und Trendscouts. Omega und Sony zum Beispiel feierten im Viertel ihre Releasepartys; die schicken Cafés und Bars sind oft teurer als in Deutschland. Kunst ist chic, Avantgarde in einem aufstrebenden Schwellenland allemal. In den Hallen des „798" wird die Frage lauter werden, ob Kunstwerke die oftmals scharfen politischen Botschaften erfolgreich übermitteln können. Und ob sie dann noch verstanden werden. Die Wanderarbeiter auf den Bordsteinen werden wohl weiterziehen.

Text und Fotos: Guo Xu - g.xu@freihafen.org

Politische Kampfparolen „zieren" den Souq al-Hamidiya, seit ewigen Zeiten das Herz von Damaskus.

Weil in einer dänischen Zeitung Karikaturen Muhammads gedruckt wurde, versuchten radikale Muslime einen Boykott dänischer Waren durchzusetzen.

Text und Fotos: Claudius Schulze - c.schulze@freihafen.org

Damals, als Flaggen brannten

Der Schock saß tief. Am 4. Februar brannten die dänische und norwegische Botschaft in Damaskus, Syrien. Auslöser war der Abdruck von Karikaturen des islamischen Propheten Muhammad in europäischen Zeitungen.

In kräftigem Gelb leuchten Curry und Kurkuma am Stand von Narim Kallab*. Safran und Kaffee verbreiten einen orientalischen Duft Im Hintergrund stapeln sich Gläser und Kisten voll mit getrockneten Babykrokodilen, Weihrauch und allerlei Wunderlichem. Daneben hängt ein handgeschriebenes Schild. In holprigem Englisch steht darauf: "Pls. do not buy danish products. They are unrespected people" (wörtlich: Bitte kaufen Sie keine dänischen Waren. Sie sind ungeschätzte Leute). Rund zwei Monate waren da vergangen, seit es in allen Ecken der Muslimischen Welt brannte. Inzwischen sind es schon sieben Monate – Zeit, einen Blick zurück zu werfen: Viele Tausend Muslime demonstrierten entzürnt und aufgebracht. Es kam immer wieder zu Ausschreitungen. Zeitweise sah es ganz danach aus, als würde auch der letzte Rest Frieden zwischen Orient und Okzident in Flammen stehen. Hier in Damaskus wurde von entzürnten Muslimen die dänische Botschaft angezündet. Auslöser von allem war die Veröffentlichung von Karikaturen über den islamischen Propheten Muhammad in einer dänischen Zeitung.

„Please do not buy danish products. They are unrespected people"

„Das war keine Reaktion der Bevölkerung und keine Reaktion von Muslimen"

Aromakaufmann Kallab beschwichtigt sofort, wenn er auf den Boykottaufruf hingewiesen wird: Um über den Konflikt mit Touristen zu reden, deswegen habe er das Schild aufgehängt, erläutert er höflich. Zwar werden Muslime in Europa nicht ausreichend respektiert, doch er "finde es falsch Botschaften anzuzünden", bekräftigt der Händler während er Wundermittelchen für Potenz, Gesundheit und Fruchtbarkeit an eine Gruppe alter Beduinen in wallenden Gewändern verkauft. Ohnehin, hinter den Angriffen auf die Dänische Botschaft im Februar 2006 stehe der Geheimdienst, ist er sich sicher: "Das war keine Reaktion der Bevölkerung und keine Reaktion von Muslimen."

Tief unter der Altstadt von Aleppo im Norden Syriens werden alte Katakomben als Bar genutzt. In das hölenartige Gewölbe sind Fratzen und Gnome gemeißelt. Schwül ist es hier unten und warm, nicht so kühl, wie auf den Strassen. Hier trifft sich die Britin Kathrine Ganly mit ihren Freunden wenn sie das Wochenende über mal in Aleppo ist. Ein Jahr lang studiert sie in Damas-

kus Arabisch, ein halbes ist sie jetzt schon in Syrien. "Wenn es nicht die Regierung oder der Geheimdienst war, dann schaute der Staat zumindest bewusst weg", stimmt sie dem Händler Kallab zu. Aber selbst während der Ausschreitungen, so berichtet die Londonerin während sie an ihrem Heineken nippt, war die Stimmung friedlich. "Es war wie immer", nur der Verkehr sei zusammengebrochen, "weil die Menschen herumrannten und Botschaften anzündeten."

Nicht alle glauben, dass die Regierung die Ausschreitungen gewollt hat. "Die Sicherheitskräfte waren einfach überfordert", sagt etwa Walid Hezbor. Er betreibt an der Omayaden Moschee, dem Herz von Damaskus, ein kleines Souvenirgeschäft. An den Wänden sind Tücher, Kissen und Decken gestapelt, zwischendrin orientalischer Nippes: Fliessen, arabische Kalligrafien, Öllämpchen. Da er beim Objektschutz Militärdienst geleistet habe, sei er ganz sicher, dass Polizei und Militär "nicht mit 500 bis 1000 Demonstranten" fertig würden, erzählt er bei einem Glas frisch gepressten Saft. Eine fragwürdige Auskunft. Denn einerseits ist Syrien eine Diktatur mit einem starken Geheimdienst. In den Strassen sind ständig Soldaten und Polizisten zu sehen. Es ist schwer zu glauben, dass hier etwas geschieht, ohne dass dies den Behörden bekannt wäre. Andererseits kommt der Konflikt den arabischen Regierungen und auch dem syrischen Diktator Baschar Al-Assad sehr gelegen. In dem er die Demonstranten gewähren lasse, kann er "zeigen wie wichtig ihm der Islam ist, ohne dabei der islamischen Opposition Zulauf zu verschaffen", erläutert ein Mitarbeiter einer westeuropäischen Botschaft in Damaskus. In den arabischen Diktaturen sei die Religion die einzige Möglichkeit der Opposition, die ungesühnt möglich ist, führt er weiter aus. Zwar seien die Ausschreitungen offiziell geduldet gewesen, "aber die Wut der Bevölkerung über die Karikaturen war echt." Viele Araber fühlten sich vom Westen nicht respektiert, nicht ernst genommen.

So ist die öffentliche Meinung im Land auch geschlossen: Beleidigend und verletzend seien die Muhammad-Karikaturen. Es herrscht Unverständnis, warum die Europäischen Staaten nichts gegen deren Veröffentlichung unternahmen. Ein "Es ist doch keine Pressefreiheit, wenn ich andere beleidige", interpretiert der erfolgreiche Jurist und Dozent Ahmed Nasri die Freiheit von Wort und Meinung. Er hat in London studiert und ist deshalb mit der westlichen Welt vertraut. Eloquent referiert er in der Lobby eines Luxushotels, weshalb ihn der Konflikt so entzürnt. Es sei absolut verboten den Propheten zu zeichnen "und mit einer Bombe als Turban auf dem Kopf ist es noch sehr viel schlimmer!"

Doch eines ist trotz aller Unübersichtlichkeit klar: der Konflikt schadet dem Tourismus, der ein wichtiger und aufstrebender Wirtschaftszweig in allen arabischen Ländern ist. "Wenn solche Dinge passieren, dann bleiben die Touristen weg", klagt der Andenkenhändler Abraham sein Leid und verabschiedet sich mit einem herzlichen "As-Salaam Alleikum".

* Namen von der Redaktion geändert.

Narim Kallab handelt mit allen erdenklichen „Schätzen der Natur" - und ist sich sicher, dass die Regierung hinter den Ausschreitungen steht.

„Wichser, Arschloch, Hurensohn!“ – Warum eigentlich?

Woher kommt die „Schlampe“? – Ahnenforschung der Schimpfwortfamilie

Das Fluchen gehört zum Menschen wie Ché Guevara zu Kuba (auch wenn er es selten zugibt). Woher aber kommen Ausdrücke wie „Scheiße“, „Schlampe“, „Wichser“ und Co.? FREIHAFEN hat Ahnenforschung in den beliebtesten Schimpfwortfamilien betrieben und herausgefunden: Viele der schmutzigen Familien hatten einst einen passablen Ruf.

Schlechten Tag gehabt? Hatte Cheffe einen Wutanfall? Hat deine Freundin mit dir Schluss gemacht? Regen dich die Glatzen auf? Du kannst deine gestaute Wut nicht mehr kontrollieren. All der Frust, all der Ärger, sie müssen raus! „Wichser!“ „Arschloch!“ „Schlampe!“ So, könnte es ewig weitergehen. Man beschimpft sich, reagiert sich ab, nur eines fragt man nie: Woher die so häufig gebrauchten Wörter eigentlich stammen. Da ist z.B. die Großmutter aller Schimpfwörter, die „Scheiße“. Sie hat ihren Ursprung weit zurück, bei den Indiogermanen. Einer ihrer Ur-ur-ur-Großeltern war das Wort „Skeid“. Aus Skeid entstand unter anderem das Wort „scheiden“ und mit der Zeit und den Generationen wurden d und ß ausgetauscht: Großmutter „Scheiße“ war geboren und bedeutet wortwörtlich nichts anderes, als das Ausscheiden von Exkrementen. In Assoziation zu Oma Scheiße steht natürlich auch ihr Liebhaber und Ausscheidungsort - der Arsch. Auch er hat einen indogermanischen Vorfahren, das Wort „Orso“, was übersetzt auch Hinterteil heißt. Der Englische Begriff für diesen Körperteil, „Arse“, lässt sich ebenfalls von dem den Orso ableiten.

Eine etwas unfeinere Familie ist zweifelsohne die der „Fotze“. Ihr Stammbaum reicht nur zurück ins Mittelhochdeutsche. Ihre Mutter ist das Wort Vut, ein anderes Wort für Vagina. Fotze, Vagina, alles das Gleiche? Nicht ganz: Denn im 15. Jahrhundert war die Vagina noch der Hintern, da die verklemmten Menschen des Mittelalters kein eigenes Wort für das weibliche Geschlechtsteil kannten und es so mit Hilfe des Wortes Vagina, „der Hintern“, umschrieben. Die „Fotze“ ist demnach ein wahrer Bastard in der Familie der Schimpfwörter, ein uneheliches Kind, ein Wort dessen Herkunft eigentlich nichts mit seiner späteren Bedeutung gemeinsam hat.

Der Ur-ur-ur-Großvater der „Scheiße“ ist der Indogermane „Skeid“

Doch damit ist sie nicht alleine. So berühmt die Schimpfwortfamilien sind, so unziemlich sind auch ihre Stammbäume: Ein anderer Bastard im Bereich Schimpfwörter ist der „Wichser“. „Wichsen“ ist heute ein anderer Ausdruck für Masturbation. Früher aber hatte der „Wichser“ eine ganz andere Bedeutung. Geboren im 18. Jahrhundert als siamesisches Zwillingspaar, war das Wichsen zunächst die Handbewegung, die man beim Einwachsen von Böden oder Schuhen macht. Erst im ersten Weltkrieg machte sich der bis dahin unsichtbare Zwilling bemerkbar: Die Verlierer in der Armee mussten oft den Boden wachsen und bohnern oder den Offizieren die Schuhe wachsen. Der Verlierer der Einheit war somit ein Wichser und peu a peu, trennten sich die siamesischen Zwillinge und der sich als Schimpfwort begreifende „Wichser“, nahm mehr und mehr Einfluss. Ohne seinen bösen Bruder konnte der harmlose „Schuhwichser“ jedoch nicht überleben. Im Laufe der Zeit verschwand er völlig und machte seinem Siam den Weg zum ewigen Weltruhm der Schimpfwörter frei. Last but not least widmet die Ahnenforschung sich dem Titel. Woher kommt die „Schlampe“? Tatsächlich hat dieses Wort keine verzwickte Historie. Es führt lediglich auf das Wort „Schlamp“, was im 16. Jahrhundert eine kleine Schlemmerparty war zurück. Das maßlose „schlemmen“ und „schlürfen“ wurde später einfach zweckentfremdet.

Das Resultat der Ahnenforschung sieht also wie folgt aus: Schimpfwörter stammen eigentlich aus ganz normale Wortfamilien, lediglich ihr schlechter Umgang hat sie zu den anrüchigen, unfeinen Wortfeldern gemacht, die sie heute sind. Und wie die Jugend von heute so ist, reichen ihr nicht einmal die vielen, verdorbenen Leben der einstigen Alltagswörter, nein, sie verführt auch noch weitere Wörter auf die dunkle Seite der Macht. Heute schon den Nachbarn einen „Lauch“ genannt?

Text: Tung Nguyen - t.nguyen@freihafen.org
Foto: Felix Pensky - f.pensky@freihafen.org

Text: Simon Kerbusk - s.kerbusk@freihafen.org

Bierschaum und Pinguinkacke

Alles zum Wohle der Menschheit: Deutsche Wissenschaftler erforschten den exponentiellen Zerfall von Bierschaum und die Druckverhältnisse bei kotenden Pinguinen. Dafür gibt es sogar einen internationalen Preis. Klingt komisch, ist aber so.

An die Arbeit Jungs: auch fürs Saufen kann man Preise gewinnen!

Foto: Photocase.com

Bald ist es wieder soweit, die Türen des viktorianischen Sanders Theatre werden sich öffnen, das Publikum wird sich gespannt auf die gepolsterten Holzbänke setzen. Wer sich auskennt in der Harvard University und hier häufiger zu Gast ist, wird die vielen Papierflieger auf dem Boden bemerken, wer zum ersten Mal das Sanders Theatre betritt, achtet wohl mehr auf die edle Holzvertäfelung an der Wand oder die ehrwürdigen Statuen neben der Bühne.

Und dann, dieses Jahr am 5. Oktober, werden die Spaßnobelpreise verliehen. Echte Nobelpreisträger halten die Lobrede für Forscherkollegen, deren wissenschaftliche Arbeit „die Menschen zuerst zum Lachen und dann zum Nachdenken bringt".

In den vergangenen Jahren hatten auch zwei Deutsche Glück und erhielten den sogenannten IG-Nobelpreis: Dr. Arnd Leike von der Universität München war in der Sparte Physik erfolgreich. Er fand 2002 heraus, dass Bierschaum im Bierglas exponentiell zerfällt. Der Versuchsaufbau war vergleichsweise einfach: Leike hielt verschiedene Biersorten bei einer konstanten Temperatur und maß mit einem Lineal alle paar Sekunden nach, wie viel Schaum noch übrig war. Die Ergebnisse fasste er in einem sechsseitigen wissenschaftlichen Aufsatz zusammen.

Die Forschungsarbeit von Prof. Dr. Benno Meyer-Rochow aus dem Jahr 2003 lässt sich dagegen nicht so leicht in der eigenen Küche nachstellen. Seine Arbeit trägt den Titel: „Pressures Produced When Pinguins Pooh" – etwa: Druckverhältnisse, die entstehen, wenn Pinguine kacken. Und genau das, hat Meyer-Rochow mit zwei Forscherkollegen herausgefunden. Das Ergebnis: Der Druck entspricht etwa dem von Autoreifen und schleudert das Stoffwechselendprodukt bis zu vierzig Zentimeter weit.

Forschung, die Menschen zum Lachen und Nachdenken bringt

Leike und Meyer-Rochow sind ernst zu nehmende Forscher, ihre Arbeiten sind meist weniger skurril. Und obwohl ‚ignoble' in etwa ‚unehrenhaft' oder ‚schmachvoll' bedeutet, gilt der Preis in Forscherkreisen als durchaus begehrt, die meisten der prämierten Arbeiten wurden tatsächlich in wissenschaftlichen Fachzeitschriften publiziert.

Vergeben wird der Spaßnobelpreis von der Zeitschrift Annals of Improbable Research. Vor allem Interesse und Begeisterung besonders für die humorvollen Seiten auch ernsthafter Wissenschaft soll damit geweckt werden. Auf der Webseite www.improb.com kann man einen Kandidaten nominieren – auch sich selbst. Wer also auf eine Einladung ins Sanders Theatre hofft, sollte sich an die Arbeit machen. Allerdings bieten sich eher die naturwissenschaftlichen Kategorien an. Der IG-Nobelpreis in der Kategorie ‚Frieden' wurde bisher unter anderem an den Erfinder der Wasserstoffbombe verliehen und an Harald Hillman, Autor der Studie „Mögliches Schmerzempfinden während verschiedener Hinrichtungsarten."

Festivalsommer 2006

Wenn die Tage länger werden, Grillfleisch im Sonderangebot zu haben ist und die Ohren sich nach sonnigen Bässen sehnen, zieht es Tanzmäuse, Elektrofreunde und Hobbyrocker an einen Platz: auf den Festivalacker. FREIHAFEN war dabei.

Alternativer Kommerz

Text: Jennifer Nausch - j.nausch@freihafen.org,
Annina Loets - a.loets@freihafen.org
Foto: Jonathan Stöterau - j.stoeterau@freihafen.org

Hurricane Festival, 24. - 26. Juni 2006, Scheeßel

Wahrscheinlich hat Amid bloß ein müdes „Hallo“ abgelassen und mit dem Zeigefinger die Richtung zum Backstage Bereich gewiesen, als Mando Diao auf dem Festacker eingetroffen sind. Nicht weil er ungemein lässig scheinen wollte, sondern, weil er die Schweden schlichtweg nicht erkannt hat. Der 1,70 Meter kleine Mann steht eher auf R&B.

Zur gleichen Zeit stampfen, kreischen und pogen an die 7.000 Festival Besucher vor der „Green Stage“, einige von ihnen werden an die Absperrung gequetscht und vom roten Kreuz geborgen. Jeder will ganz nah dran sein, wenn die vier Jungs loslegen. Vorher werden jedoch noch schnell Hippi-Brille und Röhrenjeans zurecht gerückt, der „Nazi-Raus“-Button angesteckt und die pinkfarbene Telekom Hand zum Jubeln aufgeblasen. „Check-one-two-one-two“, dröhnt es aus den Boxen, dann geht’s los.

Amid hat sich inzwischen an die Pforte gelehnt. Seit er morgens aus seinem silbernen Iglu-Zelt auf dem Security Campingplatz gekrochen ist, sind 14 Stunden vergangen. Nun tun ihm die Füße weh. Er kramt unterbewusst nach den Essensmarken in der schwarzen Hose. Insgesamt 1200 Arbeitskräfte, davon 300-400 Security-Leute wie Amid, bedarf es, um ein viertägiges Eldorado für Jungalternative herzustellen.

Einige 100 Meter vom Festival Gelände entfernt gibt es einen Basar. Fressbuden, Promo-Stände und ein Meer aus platt getretenen Bierbechern: Eigentlich erinnert alles an den Hafengeburtstag. Eigentlich. Wären es nicht Rasta-Mützen, Jeti-ähnliche Filzwamse und Henna-Tattoos, die dort verkauft würden. Wären es nicht Kate Moss- und Pete Dorothy-Doubles, stachelige Punks und mit Staub panierte Duschmuffel, die dort flanierten.

Inzwischen ist es dunkel geworden. Scheinwerferlicht taucht die Masse in ein lila rotes Farbenmeer und auf der Bühne rockt seit zwanzig Minuten der New Yorker Stargast „The Strokes“. Die ersten Rebellen widersetzen sich dem Crowd-Surfing-Verbot und werden vom Gelände geschmissen. Die Festival-Monopolisten Becks, Drum und Telekom bringen Genussmittel unters Feiervolk, während wahllos auf dem Boden verteilt, kleine Grüppchen in einer grasigen Wolke, der Konsumgesellschaft entfliehen. Auch die Strokes brechen aus und zertrümmern mit der E-Gitarre eine TV-Kamera im Wert von geschätzten 100 000 Euro. Pressestimmen munkeln es handelte sich um den verzweifelten Versuch, zu beweisen, dass der in die Jahre gekommene Rock’n Roll immer noch lebt.

Amid blickt auf die Uhr und gähnt. Sein Arbeitstag ist bald beendet, dann wird er sich erneut den Wecker stellen, seine Essensmarken bereit legen und erschöpft in den Schlafsack kriechen.

Auf dem Festival gelände sind die Konzerte vom Samstag vorbei. Trauben von Menschen drängen sich zurück auf den Zeltplatz. Die Stimmung ist ausgelassen. Wahrscheinlich feiert und trinkt alles noch, wenn Amids Wecker klingelt. Am nächsten Abend werden sie ausgelassen nach Hause fahren und sich bereits über SMS an ihre Freunde wenden. Von Mando Diao und Fettes Brot, den Strokes und Hives, vom Deutschland Spiel und dem Sturm am Ende werden sie berichten und sich schwören auch nächstes Jahr dabei zu sein.

Amid sieht das nüchterner. Er wird nach Pinneberg zurück fahren, ohne viel zu erzählen. Vielleicht wird er sich nach einem weiteren Sommerjob umschauen. Vielleicht auch nicht. Das Hurricane Festival 2006 ist für ihn vor allem ein Kontoauszug.

Text: Jonas Fischer - j.fischer@freihafen.org

How much is eigentlich the fish?

MELT!-Festival, 14.-16. Juli 2006, Gräfenheinichen/ Sachsen-Anhalt

Erster Blick auf den Line-Up: Tomte, Art Brut, Die Sterne- alles klar. Doch dass diese als Headliner fungierenden Namen später nicht die wirklich bleibenden Eindrücke des MELT!- Festivals produzieren, sollte uns erst im Nachhinein klar werden. Zwar kam es uns schon merkwürdig vor, dass wir auf dem Zeltplatz mit stumpfen Technoklängen aus niederländischen Opel-Soundsystemen statt mit den erwarteten Indie- Melodien empfangen wurden. Doch erst nachdem wir am selben Abend von einem provinzig sprechenden Zeitgenossen nach „Teilen" gefragt wurden („ick warte eijentlich nur auf Deichkind") schaute ich einmal genauer ins Programmheftchen: Mediengruppe Telekommander, Hot Chip, Deichkind und Soulwax – das klingt nicht nach Pop. Und gut so: Nach einigen kurzen Abstechern zu den Sternen, denen ein gar grausamer Ton beschert wurde und Tomte, die vom gewohnt begeisterten Publikums-Chor begleitet wurden, fanden wir uns schnell bei den uns eher unbekannten, elektronisch klingenden Bands wieder. Beinahe aus Versehen gerieten wir in riesige, hüpfende Mops, sprangen zu ballernden Beats gen Zeltdach, grölten „Ich Kommander, Du Kommander, Er Kommander..."
Bis in den frühen Morgenstunden die Sonne hinter dem gigantischen Stahlhorizont emporstieg, hörten, sahen und fühlten wir Klänge und Melodien, die unterschiedlicher nicht sein konnten: Von den Sternen aus Hamburg bis Roni Size aus Bristol, von den Pet Shop Boys bis „How much is the fish?". Ein musikalisches Angebot so vielfältig, dass man beinahe daran zweifeln wollte, dass 13.000 Menschen aus ein und demselben Grund gekommen sind: Zusammen Feiern, Zelten und Tanzen. Und mal ehrlich: Wer sich dabei von Techno-Nachbarn und vergessenen Zelten stören ließe, wäre selbst schuld.

Fotostrecke zum MELT!-Festival 2006 auf www.freihafen.org

Text: Linn Hart - l.hart@freihafen.org
Foto: Jonas Fischer - j.fischer@freihafen.org, Tilman Höffken - t.hoeffken@freihafen.org

Jugendliebe Titanic

Jeder kennt ihn, viele verkennen ihn. Ja ja, Titanic, kitschig, uncool, mainstream. Aber wer sich den Film heute nach 9 Jahren wieder ansieht sieht vielleicht mehr darin als ein Medienprodukt.

Die Entdeckung des Kinos an sich, des Dramas und des „Wer kann am meisten heulen, wenn Leo stirbt." Das war Titanic für mich als ich den Film mit 11 Jahren das erste mal sah. Bis zu dem Zeitpunkt konnte ich immer nur zuhören, wenn die Jungs meiner Klasse von den „coolen Filmen" wie Jurrasic Park" erzählten: „Boa eye, und dann eye hat der Dino den Typen einfach gefressen, und dann war er voll tot eye, voll eklig. "Mit Titanic kam dann der erste Film, den ich mir erkämpfen konnte, mit dem Kommentar meiner Mutter:" So viele tote Menschen, ob das gut für dich ist, ich weiß nicht..." Aber ich war ja schon Elf, also durfte ich gehen.
Die toten Menschen sah ich dann gleich in Extra large, in der ersten Reihe im Saal 1 des CinemaxX. gesehen habe, wie der so süße Leonardo stirbt und geweint habe, dass das Liebespaar nicht zusammen kommt, sehe ich heute die Menschen, die vergessen werden, wenn sie sterben. Die nichts hinterlassen und deren Existenz einfach in der Zeit verschwindet. Oder ich sehe wie der Film verdeutlicht und nachvollziehbar macht, wie viel es braucht, seinen eigenen Weg zu gehen, gegen Konventionen und Familie. Meine Herangehensweise an den Film macht mir deutlich, wie ich mich selbst verändert habe. Er ist wie ein Brett, an dem man mit Strichen markiert, wie viel man innerlich gewachsen ist.
Bei dem Aufbauschen durch Massen und Medien hatte ich völlig verdrängt wie gut Titanic ist. Ist denn ein Film, der hohe Zuschauerzahlen hat

Film- Kolumnistin Linn Hart schreibt in FREIHAFEN über wirklich gute Filme

Aus dem Kino kam ich völlig verheult, mit Nackenstarre aber total begeistert: „Oh war das traurig, oh war das rührend. Meine Begeisterung ließ mich den Film noch 6 weitere mal ansehen; Ich sah Titanic so oft bis es mir zum Hals raus hing. Es wurde in die Ecke verbannt, in der die Kelly Family Cds und die Barbies lagen. Dinge, die ich hinter mir lassen musste, um älter zu werden.
Für diese Freihafenausgabe habe ich den Film wieder angesehen und erst kam alles wieder hoch. Ich war wieder 11 und schon bei der Anfangsmusik bekam ich Gänsehaut. Beruhigt stellte ich fest, es ist immer noch die gleiche Geschichte: „Arm" liebt „Reich" und am Ende gehen sie unter. Aber heute sehe ich den Film anders. Wo ich früher nur gleich schlecht? Es ist ähnlich wie Brad Pitt, der bei aller Mühe, oder wie sehr er sich auch anstrengt nie einen Oskar gewinnen wird, weil er einfach zu gut aussieht. Hinter all dem Geld , das in die Produktion von Titanic gesteckt wurde, steht eine gut gebaute Geschichte, die von außergewöhnlichen Schauspielern dargestellt wird. Die vielen Zuschauer ändern daran nichts.
Leute, die ihr den Film noch immer nicht kennt, schaut ihn euch an! Vielleicht ergreift euch die Begeisterung ja auch.

USA 1996 / 194 min / Regie: James Cameron / Drehbuch:James Cameron / Mit: Kate Winslet ,Leonardo DiCaprio

Text: Jenny Wolf - j.wolf@freihafen.org
Fotos: Simon Kerbusk - s.kerbusk@freihafen.org

Harte Jungs und Stacheldraht

Wrestling ist kein Sport, nur krank? Wrestler sind keine Sportler, nur hemmungslose Schläger? FREIHAFEN besuchte PWA Europameister Karsten Kretschmer in seiner Wrestling Schule in Steilshoop und machte sich ein eigenes Urteil.

I'm the Boogeyman, and I'm commin' to get ya". Mit diesem Satz holt ein muskelbepacktes Schwergewicht, dessen Kopf rot-schwarz angemalt ist und der ein wenig an einen Henker aus dem 16. Jahrhundert erinnert, einen Tisch unter dem Ring hervor und schiebt ihn zwischen den Seilen durch in die Ringmitte. In der anderen Ecke liegt ein Typ und beobachtet das Geschehen wie weggetreten. Der Tisch steht. Und der „Boogeyman" hat noch was ganz besonderes mitgebracht. Aus seiner rechten Hosentasche zaubert er ein braunes Säckchen und verteilt den Inhalt sorgfältig auf dem Tisch. Reißzwecken. Nun gilt seine gesamte Aufmerksamkeit wieder seinem Gegner und langsam macht er sich auf den Weg zu ihm, während er in der linken Hosentasche nach etwas sucht. Blitzschnell beugt er sich über sein Opfer und stopft den Inhalt seiner linken Hand in den schreienden Mund seines Gegenübers. Während „Boogeyman" ihn auf den Tisch zieht, kann man beobachten, wie seinem Gegenspieler kleine, schwarze Würmer aus dem Mund und langsam über den Rest seines Gesichtes kriechen und dieser kräftig würgt. „Boogeyman", inzwischen auf einer Leiter, heizt das Publikum an, bevor er sich mit flacher Brust auf den wehrlosen Kerl auf den Tisch krachen lässt. Das Blut spritzt in alle Richtungen. Die Menge tobt. Alle wollen mehr.

„Innerhalb der ersten zehn Trainingsminuten hat er dann dreimal in den Ring gekotzt."

Einfach nur krank? Schlecht inszenierter Splatter-Movie? Ich gebe es zu: Diese Szene ist frei erfunden. Aber ähnliche, teilweise noch brutalere Szenarien lassen sich in vielen US-amerikanischen Wrestlingligen, so zum Beispiel World Wrestling Entertainment (WWE) und Total Nonstop Action Wrestling (TNA) beobachten. Monatlich locken diese mit vielversprechenden Shownamen wie „Hard Justice" (TNA), „No Surrender" (TNA) oder „Unforgiven" (WWE) Millionen Zuschauer weltweit vor die Fernseher. Während die WWE-Pay-Per-Views gegen eine Gebühr von 15 Euro, live bei Premiere zu verfolgen sind, ist TNA noch nicht so weit verbreitet und kann lediglich über das Internet verfolgt werden. Aber, was sind das eigentlich für Menschen, die sich freiwillig durch brennende Tische schmeißen oder von Stacheldrahtseilen den Rücken aufschneiden lassen? Sind das alles Irre? Selbstmörderischen Masochisten wie aus dem Bilderbuch? Menschen aus sozial nied-

rigen Schichten, die über keine Schulbildung verfügen und so ihr Geld verdienen müssen? Wie läuft Wrestling eigentlich in Europa ab? Und vor allem: Was hat das mit Sport zu tun?

Um einen kleinen Einblick in dieses Terrain zu bekommen, besuchte FREIHAFEN Karsten Kretschmer (31), dreimaliger PWA-Europameister im Catchwrestling in seiner Wrestlingschule „Nordish Fightclub" in Hamburg Steilshoop. „Das sind meine drei besten." Stolz präsentiert Kretschmer, der u.a. bereits in Nigeria und Mexico kämpfte und demnächst auch im Libanon antreten sollte, mir Holger (27), Sascha (20) und Dennis (19), die bereits als fortgeschritten gelten. Alleine das Aufwärmen vor den ersten Kampfübungen dauert etwa 75 Minuten, von brennenden Tischen oder stacheldrahtbestückten Ringseilen sieht man hier nichts. Stattdessen: Von 300 sogenannten Hindu-Spots, einer Art Ganz-Körper-Kniebeuge, über einen 1-minütigen Kopfstand, während der Trainer den Jungs in den Bauch kickt, bis hin zu Liegestützen, bei denen die Füße im Seil hängen. Am spannendsten sind jedoch die Fallübungen. Salto vorwärts und rückwärts. Bauchklatscher vom dritten Seil auf den harten Ringboden. Und das immer und immer und immer wieder. „Das Fallen ist beim Wrestling mit das Wichtigste.", erklärt Kretschmer. Das müsse man aus dem Stehgreif können. „Wenn ich sage ‚falle', muss das klappen.", fügt er hinzu. Und die drei fallen, stehen auf, lachen und fallen wieder.

Zum Bauchmuskeltraining sitzt Kretschmer auf einem Schüler

Abgesehen von der Vermittlung einer soliden Ausbildung, haben die Betreiber der Wrestlingschule „Nordish Fightclub" es sich zur Aufgabe gemacht, das Wrestling in Deutschland etwas salonfähiger zu machen.

Bisher galten Wrestler in vieler Munde als typische „Asis", die den ganzen Tag faul zu Hause rumhängen und nichts machen. Am Beispiel dieser Schule aber lässt sich das Gegenteil erkennen. Nicht einer seiner Schüler ist arbeitslos, geschweige denn arbeitsunwillig. Sie alle haben feste Berufe oder studieren.

[...] von brennenden Tischen oder stacheldrahtbestückten Ringseilen sieht man hier nichts.

Das Training ist hart, privat wird noch ein zusätzliches Krafttraining erwartet, da trennt sich die Spreu vom Weizen. Und dabei sollte man sich vom ersten Schein nicht trügen lassen. Keiner der drei trainierenden Jungs sieht aus, als müsse man auf der Straße Angst vor ihm haben und trotzdem bebt der Ringboden. „Ich habe mal einen Bodybuilder im Fitnessstudio gefragt, ob er nicht Lust auf Wrestling hätte und der war total Feuer und Flamme", so Kretschmer, „Innerhalb der ersten zehn Trainingsminuten hat er dann dreimal in den Ring gekotzt." Seine Jungs haben für solche Fälle eine „Puke-Score" aufgestellt– eine Punktzahl, die sich mit jedem Erbrechen vermehrt. Die Bestmarke liegt bei acht.

Aber im Wrestling geht es nicht nur um den Sport allein, auch die Schauspielerei und die Fähigkeit, das Publikum mitzureißen spielen eine wichtige Rolle. Allerdings wird in den USA viel mehr wert auf diese Dinge gelegt, als im europäischen Wrestling. Vor allem bei den wöchentlichen Shows der WWE gerät der „Entertainment-Faktor" stark in den Vordergrund. Der Sport wird dadurch zur Nebensache. „Das ist in Europa anders!", weiß Kretschmer. „Hier kommt es vor allem auf die Leistung im Ring an, nicht auf die am Mikrofon. Klar gibt es bei uns auch eine Storyline, aber nur ringsherum, im Ring wird gekämpft. Natürlich sollte man dem Publikum irgendwas ausstrahlen und es am Kampf teilhaben lassen. Aber nicht so, wie die Amerikaner das machen!"

Den Amis gefällt es aber anscheinend nach wie vor, wie der WWE-Quartalsbericht vom 27. Januar 2006 eindrucksvoll beweist: Die Gesamteinnahmen beliefen sich auf 103 Millionen US-Dollar. Der Gewinn betrug 20,7 Millionen Dollar, was ein plus von 8,3 Millionen Dollar im Vergleich zum selben Quartal des Vorjahres bedeutet.

Doch obwohl die Europäische Wrestling Szenerie lange nicht an die kommerziellen Erfolge der Kollegen aus Übersee anknüpfen kann, lehrt Kretschmer seinen Schülern weiterhin die alte Schule des Catch-Wrestlings. Erst wenn die Technik stimmt, kommt irgendwann eine Lektion zum Thema „Show". Dabei wäre der Trainer wohl durchaus in der Lage, seinen Jungs und Mädels Schauspielunterricht zu erteilen. „Anfang 2001, habe ich in „Richter Alexander Hold" einen Zuhälter gespielt und dort mehrere Jahre Haft bekommen. Zur Zeit verhandele ich über eine neue Kinorolle.", erzählt er lachend. Inzwischen ist das Training vorbei, Holger, Sascha und Dennis sind zum Duschen verschwunden.

Anders als ihre amerikanischen Kollegen werden die Schüler, wenn sie erst einmal im Geschäft sind, nur etwa 30 Kämpfe im Jahr bestreiten müssen. Diese Gegebenheit im europäischen Wettkampf, ist Kretschmer wichtig. Denn in den USA führe das durchgehende Auftreten der Sportler zu erhöhtem Schmerztabletten- und Alkoholkonsum. Oft kämen dann auch Drogen ins Spiel. Außerdem komme das Training dort einfach zu kurz, „weil die Körper aber in Form bleiben müssen, hilft oft nur der Griff zu Anabolika oder anderen Präparaten", zeigt er auf. Der Missbrauch bleibt oft unerkannt und so kommt es vor, dass jemand ganz unerwartet stirbt. So wie zuletzt Eddie Guerrero, der am 13. November 2005 beim Zähneputzen einfach tot umfiel.

„So weit soll es in Europa niemals kommen! Deshalb zeige ich meinen Schülern von Anfang an, wie man mit harten Training zum Erfolg kommt.", schließt der Trainer. Und Erfolg kann Kretschmer schon verbuchen, denn Schüler Holger hatte vor kurzem erst seinen ersten Profikampf.

Wrestling

Informationen zum Thema Wrestling findet ihr unter anderem auf:
www.moonsault.de
www.tnafans.de
www.pwa-wrestling.de

Infos rund über den Nordish Fightclub gibt es bei:
www.nordishfightclub.com

AOK
Die Gesundheitskasse.

Hamburg Alaaf!

Jetzt 13,4 %
Beitrags-senkung
Statt 14,0 %

Ab 1. Juli 2006 machen die AOK Rheinland und AOK Hamburg gemeinsame Sache! Die neue AOK.
Weniger Beitrag. Mehr Leistung. Mehr Service.
Jetzt informieren und wechseln: www.aok.de/hh

AOK Rheinland/Hamburg – Die Gesundheitskasse.